

Zeitschrift: Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 148-149 (2011-2012)

Artikel: Huggenberger : die Karriere eines Schriftstellers
Autor: Brändle, Rea / König, Mario
Kapitel: 4: Nachruhm und Vergessen (nach 1947)
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Teil IV

Nachruhm und Vergessen (nach 1947)

Bis ins hohe Alter hat Alfred Huggenberger kaum Beschwerden und vermag eine beachtliche Aktivität aufrecht zu erhalten. Gegen jeglichen Realitätssinn hofft er lange Zeit auf ein Comeback auf dem deutschen Markt und verpasst darüber reelle Chancen in der Schweiz. Das Spätwerk enthält nur noch wenig Neues. Viel Energie fließt in Bearbeitungen, die oftmals mehr schaden als nützen. Manches erinnert an Beschäftigungstherapie. Es fehlen Beratung und kritische Instanz, mit deren Hilfe es vielleicht gelungen wäre, das Werk mit der nötigen Distanz zu sichten und editorische Schwerpunkte zu setzen. So kommt es zu der Merkwürdigkeit, dass Huggenbergers lebenslanger Drang nach internationalem Erfolg mit Neuauflagen im Verlag von Tochter und Schwiegersohn endet, die in ihrer familiären Loyalität keine eigenen Akzente setzen können. Manche Bemühungen, sein Andenken lebendig zu halten, erweisen sich – auch nach seinem Tod – als kontraproduktiv. Huggenbergers konfliktscheue Haltung überträgt sich auf seine Verehrerinnen und Verehrer; dies begünstigt eine Polarisierung der Meinungen um seine Person – und drängt das Werk in den Hintergrund.

45 Ein achtzigster Geburtstag und die Angst vor dem Vergessenwerden

Ende 1947 feierte Alfred Huggenberger seinen 80. Geburtstag, er wurde von Gratulationen überschüttet. Der Kanton Thurgau und die Ulrico Hoeppli-Stiftung ehrten ihn mit einer Gabe von 5000 Franken.¹ Dutzende von Berichten erschienen in der Presse. Bundespräsident Philipp Etter kam mit einer Delegation der Thurgauer Regierung nach Gerlikon, wo die auf Huggenbergers Betreiben wiederhergestellte und unter Denkmalschutz gestellte kleine Kapelle – sie hatte lang als Feuerwehrdepot gedient – zu besichtigen war. Die Renovation hatte Huggenberger stark beschäftigt. Abends sprach Hans Kägi im «Echo der Zeit»; es folgten Gedichte und vom Radiochor vorgetragene Lieder, dann eine Lesung aus dem Theaterstück «Das Glück auf Glinzengrüt».

Hans Kägi hatte schon zehn Jahre zuvor ehrende Worte am Radio gesprochen. Und so war es auch sonst mit den Gratulationen, neben einigen jüngeren Verehrern – Dino Larese, René Marti, Friedrich Bieri – meldeten sich erwartungsgemäss vor allem die alten Bekannten. Jakob Hauser aus Wetzikon («Der Freisinige») schrieb schon seit mehr als zwanzig Jahren über ihn und war befreundet. Dasselbe gilt für Carl Seelig. Auch Paul Hedinger-Henrici hatte bereits 1927 gratuliert, ein Dauergratulant war der Ringier-Journalist Alfons Wagner. Zahlreiche kleinere Blätter übernahmen die Würdigung von Fritz Utz, der für die Schweizerische Politische Korrespondenz (spk) arbeitete. Auch er stand seit 1930 mit Huggenberger in Verbindung;² die spk hiess bis kurz zuvor noch «Schweizerische Mittelpresse» und war eine rechtsstehende Nachrichtenagentur. Utz machte Gebrauch von einem autobiografischen Text Huggenbergers, der in zahlreichen Zeitungen, am 24. Dezember 1947 auch im Zürcher «Tages-Anzeiger», integral erschien. Er hiess «Heimat, Herkunft, Erbteil» und war nicht neu: Im Herbst 1938 war er in Will Vespers «Neuer Literatur» erschienen, damals noch unter dem Titel «Heimat, Herkunft, Belastung».³ Doch von diesen längst vergessenen Dingen wollte niemand mehr

sprechen. Einzig das liberale «Luzerner Tagblatt» war so unfreundlich, daran zu erinnern, dass Huggenberger nach 1933 nicht besonders hellsichtig, ja vielleicht etwas naiv gewesen sei in seiner Wahrnehmung, was sich jenseits des Bodensees abspielte. Die hohen Auflagen in Deutschland hätten ihm eine Distanzierung von den Nazis auch nicht leicht gemacht. In materiellen Dingen sei er jedoch keineswegs naiv, das beweise die Art, wie er seinen Geburtstag geschäftstüchtig auszubehuten wisse, indem er der Presse «Sondergedichte» und Bilder anbiete.⁴ Doch dies war die grosse Ausnahme, selbst die linke Presse schwieg oder wies knapp auf den Geburtstag hin.

Der zu Ehrende genoss die Aufmerksamkeit und litt selbstverständlich auch ein wenig darunter, wie er in grimmig-humorigen Briefen kundtat. «[...] es kam dann eine Zeit, in der ich nicht mehr mir selber gehörte. Ich wurde hin- und hergeschoben; an einem Abend wurde ich da «gefeiert» am andern dort. Dazwischen öffentliche Vortragsabende, Besuch einer Festaufführung eines meiner Volksstücke. [...] Dazu kamen jetzt, da durch Zeitungen und Radioberichte das Ereignis meiner glücklich vorgerückten Achtzigjährigkeit auch in Deutschland und Österreich bekanntgegeben wurde, neue Angriffe auf meine fast wieder hergestellte Seelenruhe dahergeschwirrt [...]»⁵ Das Echo aus Deutschland und Österreich blieb allerdings im Vergleich zu früher bescheiden und beschränkte sich auf eine Reihe persönlicher Briefe alter Bekannter. Karl Fuss benutzte die «Thurgauer Zeitung» für seine Gratulation und erin-

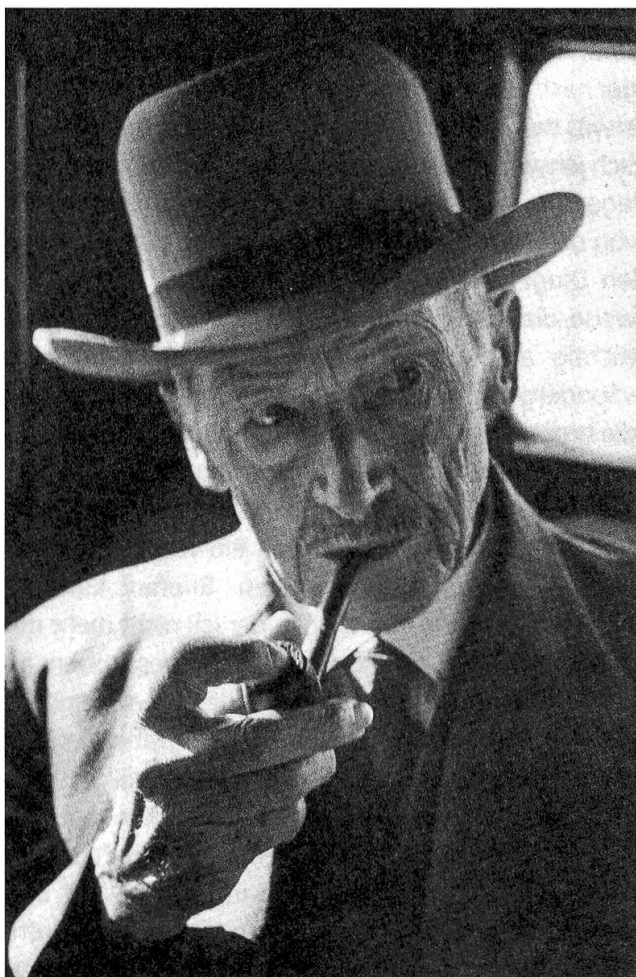
1 KBTG Hu Briefe Sch 17: Regierungsrat des Kantons Thurgau an A. H., 8.12.1947.

2 Siehe KBTG Hu B 931: 7 Briefe 1930–1951.

3 1945 erschien er (unter dem ursprünglichen Titel) erstmals in der Schweiz, und zwar in: Schweizer Bücher-Zeitung, Mai–Juli 1945.

4 Luzerner Tagblatt, 24.12.1947.

5 DLA, A:Raabe, 76.747/33: A. H. an Abitz-Schultze, 25.2.1948.



nerte an seinen Besuch in Gerlikon vor zwanzig Jahren.⁶

Hugenbergers Publikationstätigkeit hatte um das Kriegsende herum einen Tiefpunkt erreicht. Abgesehen von seinen immer noch regelmässig in der deutschschweizerischen Presse erscheinenden Gedichten, besonders beliebt zum Jahreswechsel, hatte es 1944/45 keine Veröffentlichungen mehr gegeben. Die kleinen deutschen Kriegsausgaben älterer Texte gelangten nicht in die Schweiz. Im Umfeld des Geburtstags entfaltete er dann eine eigentliche Publikationsoffensive, getrieben von der Angst vor dem Vergessenwerden.

Robuste Konstitution

Hugenberg war nach wie vor von einer ausserordentlich robusten Gesundheit. «Mit seinen einundachtzig Jahren hat er immer noch das Aussehen eines rüstigen Sechzigers, sein Haar ist noch fast voll und ungebleicht», schrieb Otto Zinniker Ende 1948.⁷ Es ging ihm darin weit besser als seiner vierzehn Jahre jüngeren Frau Bertha, die seit langem unter rheumatischen Beschwerden litt, die sich inzwischen zur schmerzhaften Gehbehinderung ausgewachsen hatten. Der gelegentliche Aufenthalt zur Kur in Baden stellte eine der wenigen Gelegenheiten dar, wo die beiden so etwas wie gemeinsame Ferien nahmen. Besucher in Gerlikon führte Hugenberg gern durch Feld und Wald; mancher staunte, welch zügiges Tempo der stets seine Pfeife rauchende alte Mann anschlug. Stundenlang konnten sich diese Wanderungen ausdehnen. Am liebsten zeigte er seinen Wald; er sei «ein alter Hölzeler», sagte er im Spass.⁸ Sein Forst mit den selbst angelegten Wegen und Stegen in teilweise steilem Gelände entsprach allerdings nicht den heutigen Vorstellungen von Naturnähe. «Gradstämmig empfingen uns die Wälderhallen Hugenbergers; kein Baumstrunk, kein ungerader oder serbelnder Baum, kein Unkraut oder unnützlich wucherndes und schlingendes Gesträuch, soweit das Auge reicht, <ziert> weitherum den Waldboden.»⁹ Wiesen und Ackerland waren teilweise verpachtet worden; die Waldarbeit besorgte er immer noch selbst. Der Gemüsegarten war weiter in Betrieb und diente der Selbstversorgung. Auch die Obstbäume

6 Thurgauer Zeitung, 24.12.1947.

7 Otto Zinniker, Waldgang mit Alfred Hugenberg, in: Schweizer Bücher-Zeitung, Nr. 12, Dezember 1948.

8 Otto Zinniker, Waldspaziergang mit Hugenberg, in: Neues Winterthurer Tagblatt, 7.4.1943.

9 Friedrich Bieri, Besuch beim Dichter, in: Der Freisinnige, 23.12.1947.

blieben noch lang in eigener Bewirtschaftung. «Der Herbst rückt an», schrieb Huggenberger im September 1952. «Die Äpfel reifen auf den gestützten Baumästen. Es wird wohl das letzte Mal sein, dass ich noch die Leiter besteige, obwohl ich noch verhältnismässig rüstig bin.»¹⁰

Die Arbeit an den Bäumen war nicht ungefährlich. Im Sommer 1930 hatte er im Wald einen Unfall erlitten, der schlimme Folgen hätte haben können. Knapp konnte er einem sich am Hang lösenden Wagen ausweichen und verstauchte sich den Fuss.¹¹ Ein einziger Aufenthalt im Krankenhaus ist belegt. Ende November 1938 musste er im Spital zum Roten Kreuz in Zürich die Prostata operieren; Mitte Januar 1939 kehrte er heim und war nach eigener Aussage erst im Lauf des März ganz wiederhergestellt. Im Herbst 1946 stürzte er bei der Obsternte, was ihn einige Wochen immobilisierte.¹² Gesundheitliche Bedenken kümmerten ihn wenig in seiner Lebensweise: Weder das langjährige Pfeifenrauchen noch der Alkohol oder die fettreiche Ernährung konnten ihm viel anhaben. «Bei Gesottenem und Gebratenem, das mit einem erlesenen Tropfen begossen wurde», war es ihm so recht wohl.¹³ Max Müller erinnert sich aus seiner Jugend an den vertrauten Anblick des immer noch hageren, zirka achtzigjährigen Mannes, immer mit Hut und Krawatte, wenn er zu Fuss auf der noch nicht asphaltierten Strasse den Berg hinunter nach Frauenfeld kam. «Man kannte ihn ja.»¹⁴

«Abendwanderung», neue Gedichte in neuem Verlag

Die Brüder Larese lernte Huggenberger Ende der 1930er-Jahre in Amriswil kennen. Mit Dino Larese machte er Radiosendungen und nahm an dessen Kulturveranstaltungen in Amriswil teil.¹⁵ Mehrfach kam Huggenberger zu Lesungen. Der jüngere Bruder Franz Larese – er war noch nicht einmal zwanzig –

gründete 1945 den Bodensee-Verlag; Anfang 1946 einigte er sich mit Huggenberger, eine Reihe neuer Gedichte zu veröffentlichen. Im Februar 1946 lag ein Vertragsentwurf vor, Huggenberger wünschte unbedingt ein Werkverzeichnis am Schluss des Bändchens. Am 17. März schickte er die letzten vier Gedichte und fügte bei: «Nur im Bezug auf die Reihenfolge bin ich noch nicht restlos mit mir einig. Das Dialektgedicht kann nun also wegfallen, damit die Sache einheitlich ist.»¹⁶

Das Büchlein erschien im November. Huggenberger versandte noch einmal Dutzende von Exemplaren und sammelte Rezensionen, um einen Pressespiegel zusammenzustellen. Schon im Juni 1947 erkundigte er sich nach dem Absatz und erfuhr, dass bisher 1309 Exemplare verkauft, 691 noch an Lager seien. Auch ein möglicher Verkauf in Deutschland interessierte ihn, er erfuhr aber, man könne «vorläufig leider im Bücheraustausch gar nichts machen».¹⁷

«Abendwanderung» enthält 31 Gedichte; dem Alter des Autors entsprechend widmen sie sich melancholisch gefärbten Rückblicken. Die Rezensenten betonten die Lebensbejahung. «Wenn wir die Ursprünglichkeit der früheren Jahre nicht mehr darin suchen dürfen, so klingt dafür manche Weisheit des Lebens an.»¹⁸

10 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 2.9.1952.

11 Herrmann, Alfred Huggenberger, S. 16.

12 KBTG Hu B Sch 123: A. H. an Kägi, 14.11.1946.

13 Otto Zinniker, Waldgang mit Alfred Huggenberger, in: Schweizer Bücher-Zeitung, Nr. 12, Dezember 1948.

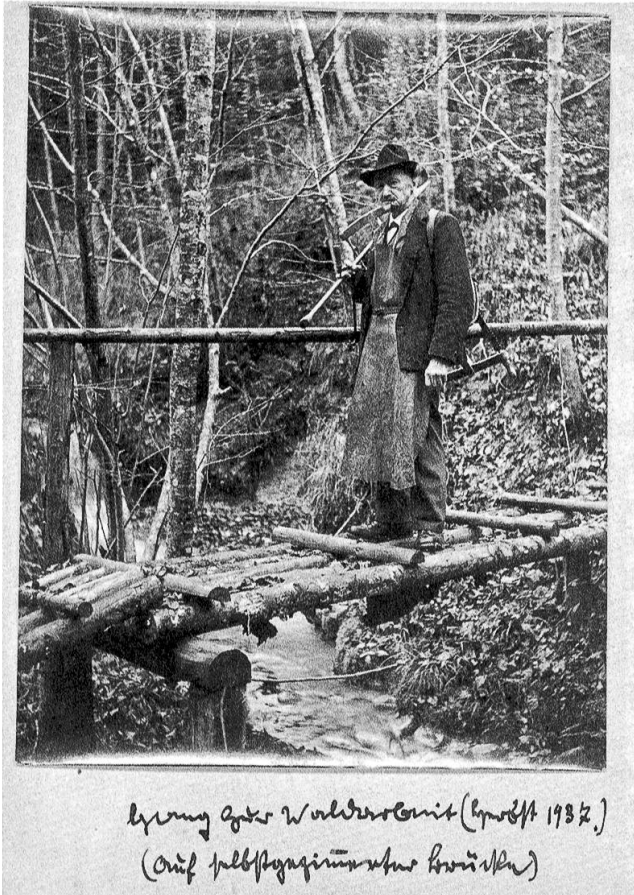
14 Gespräch mit alt Staatsanwalt Max Müller, 8.4.2010.

15 Larese, Dino: Begegnige mit em Alfred Huggenberger, in: Schwyzerlüt. Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte, Juni 1942, S. 3–4; zum Verein siehe Länzlinger, Amriswil, S. 139 ff.

16 KBSG Vadiana, Geschenk der Stiftung Franz Larese und Jürg Janett, Alfred Huggenberger: A. H. an Dino Larese, 16.3.1946.

17 KBTG Hu B 593: Larese an A. H., 28.12.1947.

18 Schweizer Volksblatt, 9.12.1946.



*Ernung guter Wandererzeit (Sommer 1937)
(Auf Selbstzugspaziergang über Kriemhild)*



«Stadt und Land» thematisiert das Verschwinden einer Welt.¹⁹

Ein Häuflein Häuser, fremd und kühl,
Steht mitten zwischen Ackerbreiten.
Es weiden Rinder fern am Hang,
Du hörst verlornes Glockenläuten.

Drei neue Firste, kaum geschirmt,
Hat schon das junge Dorf geboren.
Es frisst die Saat, es frisst den Grund,
Schon manche Zelge ging verloren.

So flüchtet sich die Stadt aufs Land
Und kann doch nicht der Stadt entrinnen;

Zuviel bringt sie an Unruh mit,
Sie wird Erhofftes kaum gewinnen.

Der Felder Trost ist reich und rein,
Doch sein Geheimnis ist die Stille.
Zerstörter Traum wacht nimmer auf,
Das Weltgesetz bezwingt kein Wille.

Noch bevor das Büchlein vergriffen war, strebte Huggenberger eine erweiterte Neuauflage in veränderter Gestaltung an. Björn Hansen machte den Umschlag. Noch unverkaufte Restbestände mussten zu-

19 A. H., Abendwanderung, S. 43.

Abb. 112: Bertha und Alfred Huggenberger mit Tochter Martha und Schwiegersohn Willy Büchi und den Enkeln Willi und Alfred vor dem Haus in Gerlikon, um 1948.

rückgezogen werden. An ihre Stelle trat die Neuauflage von weiteren 1000 Exemplaren, inbegriffen eine Anzahl sogenannter Luxusausgaben zu 35 Franken mit handgeschriebenem Gedicht. Die von Larese vorgeschlagene Bemühung um Subvention war Huggenberger aber peinlich. «Ich würde es sehr begrüßen, ich würde aufatmen, wenn die Sache unterbliebe. Sie wird dem Büchlein schaden, das seinen Weg ohne diese Bittgesuche besser finden würde. [...] Eins aber vor allem: Die Herren Regierungsräte dürfen nicht mit der Zuschrift bedacht werden. Sie haben mir und meinem Schaff[en] in so grosszügiger Weise Anerkennung gezollt, dass ich das Büchlein jedem Einzelnen auf meine Kosten überreichen will.»²⁰ Die Gedichte der ersten Auflage waren teilweise bearbeitet, nicht immer zu ihrem Vorteil. Der Schluss von «Stadt und Land» war abgeschwächt: «Zerstörter Traum verwelkt im Licht,/ Erlischt im Lied der letzten Grille.»

In den Jahren 1949 und 1950 verkauften sich über 300 Exemplare der neuen Ausgabe, 1951 nur noch 33 Stück. Huggenberger kümmerte sich nicht mehr gross um das Bändchen, denn er war längst damit beschäftigt, im Volksverlag eine umfangreichere Sammlung seiner Gedichte vorzubereiten, die den nicht mehr greifbaren «Erntedank» von 1939 ersetzen konnte. Larese war enttäuscht, als er bei Erscheinen des Buchs im Sommer 1951 realisieren musste, dass Huggenberger ihn übergangen hatte, wurde aber mit einer durchsichtigen Ausrede vertröstet: «Dass Sie sich für Übernahme der Gedichtsammlung hätten entschliessen können, davon haben Sie leider nie etwas geäussert. Ich wäre gewiss nicht abgeneigt gewesen, sie Ihnen anzuvertrauen.»²¹ Er werde ihm in naher Zukunft irgendein grösseres oder kleineres Prosastück zuhalten. Dazu kam es nie.



20 KBSG Vadiana, Geschenk der Stiftung Franz Larese und Jürg Janett, Alfred Huggenberger: A. H. an Larese, 24.9.1948.

21 Ebd.: A. H. an Larese, 1.9.1951.

46 Neue Anläufe und eine verpasste Gelegenheit

Ein Jahr nach Kriegsende regte sich die kleine Gruppe der in Deutschland publizierenden Schweizer wieder. Ernst Zahn ergriff die Initiative und lud auf den 19. Mai 1946 zu sich nach Meggen an den Vierwaldstättersee ein.¹ Beteiligt waren Josef Maria Camenzind, Emil Ermatinger, Alfred Huggenberger, Meinrad Inglin, Cécile Lauber, Ernst Otto Marti, Franz Odermatt, Gustav Renker sowie Otto Waser für seine verstorbene Frau Maria Waser. John Knittel war nicht mehr dabei. Er war der einzige aus diesem Kreis, der bald in Westdeutschland eine stürmische Renaissance erleben sollte. Bei der Zusammenkunft ging es um die alten Anliegen aus der letzten Kriegsphase. Nur hatte sich die Lage inzwischen verschärft. Kamen die Honorare seinerzeit mit Verzögerung, so kamen sie jetzt überhaupt nicht mehr. Die Autoren waren konsterniert, dass ihnen die deutsche Grenze verschlossen blieb. Ernst Otto Marti beurteilte die veränderte Situation geradezu als «eine andere Art Krieg», in den «Wirkungen vielleicht noch bitterer als der wirkliche». Besser könne es erst kommen, wenn man Deutschland wieder sich selbst überlasse. «Dann wird es auch gleich sicher Ordnung geben.»² Man einigte sich darauf, dass Emanuel Stickelberger namens der Gruppe die Behörden um Unterstützung angehen würde. Über Monate bemühte er sich vergebens bei Bundesrat Walther Stampfli, dem Leiter des Volkswirtschaftsdepartements, um einen Termin. Über den stellvertretenden Sekretär, Fürsprecher Hans Lüthi, gelangte er nie hinaus. Der gab immerhin zu verstehen, dass er die Sicht der enttäuschten Schweizer teilte, wie Stickelberger berichtete. «Er bemerkte selbst, die Werke deutscher Schweizer würden im Reich jedenfalls auf mehr Anklang stossen als angelsächsische Romane. Dies aber dem Alliierten Kontrollrat begrreiflich zu machen, werde eine schwierige Aufgabe sein.»³

Dann wandte Stickelberger sich an den ihm persönlich bekannten Philipp Etter. Er bekam einen Termin am 3. September, und der Bundesrat erbat eine Aufstellung der in Deutschland verlegten Bücher,

unter Angabe der Verleger, der Besatzungszone und der Honorarsätze. «Herr Bundesrat Etter hat für unsere Notlage warmes Verständnis. Selbstverständlich war es ihm nicht möglich, uns bestimmte Versprechungen zu machen, da die Interalliierte Kommission in Berlin über sämtliche Verlagsrechte in Deutschland Verfügungsberechtigt und die Transferfrage noch völlig ungeklärt ist.»⁴ Huggenberger verhielt sich, wie schon früher, sehr passiv in dieser Sache. Stickelberger musste ihn erinnern, bis er seine Aufstellung schickte. Er entschuldigte sich mit Arbeitsüberlastung und Erkrankung seiner Frau.⁵ In der Eingabe an Etter vom September 1946 ging es zentral um die Verlagsrechte: «Wie Sie mir darlegten, verfügt zur Zeit die Interalliierte Kommission über diese Rechte. Aus den Zuschriften meiner Kollegen klingt aber die Auffassung hervor, die Verlagsrechte könnten nicht einseitig als deutsches Eigentum betrachtet werden, nachdem die schweizerischen Schriftsteller doch daran beteiligt seien. Ich gestatte mir, Ihnen, sehr geehrter Herr Bundesrat, diese Eingabe mit der herzlichen Bitte vorzulegen, sich unserer Nöte annehmen zu wollen. Wir glauben, durch unser Werk, das ohne Ausnahme in der Haltung gut schweizerisch und von fremden Ideologien nicht angekränkt ist, bei den reichsdeutschen Lesern einen guten Einfluss auszuüben; in manchen Fällen wird dieser Einfluss auch dem Frieden dienen können.»⁶ Dies entsprach der Politik des Schriftstellervereins, der an seiner Jahresversammlung in Chur 1946 eine entsprechende Resolution

1 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Rundschreiben Ernst Zahn, 2.5.1946.

2 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Marti an Zahn, 13.8.1946.

3 KBTG Hu B 994 in Sch 21: Stickelberger an A. H., 7.8.1946.

4 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Rundschreiben Stickelberger, 7.9.1946.

5 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 18.9.1946.

6 BAR E 3001 (B) 1000/731, Bd. 64, XI.5: Eingabe, 20.9.1946.

verabschiedet hatte.⁷ Dahinter standen nicht zuletzt die Hoffnungen des Buchhandels – und schweizerischer Autoren – auf Exportchancen in der Nachkriegszeit, angesichts der vorerst ausgeschalteten deutschen Konkurrenz. Ernst Zahn hatte sich um die Resolution gekümmert; auch Huggenberger war, wie erwähnt, nach langem Fernbleiben wieder einmal zur Versammlung erschienen.

Mit den Verlagsrechten war die komplizierte schweizerische Auseinandersetzung mit den alliierten Siegermächten um schweizerische Eigentumsrechte in Deutschland und deutsche in der Schweiz angesprochen.⁸ Die Alliierten beanspruchten den deutschen Auslandsbesitz für sich zur Kompensation erlittener Kriegsschäden. Die ausländischen Verträge deutscher Verlage waren somit Teil eines viel umfangreicheren und sehr kontroversen Geschäfts; die Verhandlungen um eine Regelung sollten sich noch über Jahre hinziehen. Bundesrat Etter hatte zwar versprochen, sein Mögliches zu tun, doch finden sich keine Spuren weiterer Aktivitäten. Die alliierten Besatzungsmächte hatten andere Sorgen als die Anliegen schweizerischer Autoren, die zu Zeiten des untergegangenen Regimes begünstigt worden waren. Es gab übrigens auch deutsche Emigranten, die in der Schweiz jahrelang einem Publikationsverbot unterstanden hatten und sich empörten über die exporteifrigen Friedensfreunde.⁹ Die betroffenen Schweizer hatten zu warten auf eine Besserung der wirtschaftlichen Lage. Und die begann erst nach dem harten Schnitt der deutschen Währungsreform vom Juni 1948, der alle Ansprüche in Reichsmark auf nominal ein Zehntel reduzierte. Der ungehinderte Bücheraustausch kam erst 1952 wieder in Gang.

Ein ausgeschlagenes Angebot

Zur Zeit der Aktivitäten vom Herbst 1946 war Huggenberger voller Sorge um seine Zukunft bei Staack-

mann. «Wenn man nur mit der Zeit wenigstens in Bezug auf Eigentumsrechte (Rückzugsmöglichkeit der Verlagsrechte) einigermaßen ins Klare kommen könnte. Ich befürchte, die Sache sei auf unerfreulichen Wegen», schrieb er an Stickelberger.¹⁰ Erst wenige Monate zuvor war es ihm gelungen, die Verbindung mit Verlagsleiter Carl Baessler wiederherzustellen, dem er über die Herausgabe von «Abendwanderung» im Bodensee-Verlag berichtete, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass er sich die Verlagsrechte vorbehalten habe. Er wäre also bei Gelegenheit bereit gewesen, mit dem Werk zu Staackmann zu wechseln.¹¹ Die Äusserung gegenüber Stickelberger suggeriert jedoch, dass er auch eine Abwendung vom alten Verlag zumindest in Gedanken erwog. Das war nur naheliegend, denn konkrete Aussichten auf eine Wiederaufnahme der Produktion bestanden dort noch nicht.

Eine überaus günstige Gelegenheit zum Absprung hatte sich bereits geboten. Im Oktober 1945 hatte Huggenberger einen freundlichen Brief von Friedrich Witz erhalten, der Ende 1943 von Journalismus und Publizistik ins Verlagsgeschäft umgestiegen war. Das war nicht ungewöhnlich zu jener Zeit. Angesichts der absehbaren deutschen Niederlage kam es in der Schweiz zur Gründung einer ganzen Reihe neuer Verlage.¹² Mit Artemis schuf Witz einen Verlag für anspruchsvolle Literatur einer eher traditionellen Richtung. «Wundert es Sie, lieber Herr Huggenberger, dass ich als Verleger in einer bestimmten Richtung neugierig bin und gerne wissen möchte, was Sie mit Ihren Werken planen und ob Sie den <guten Rank>

7 Linsmayer, Literaturkritik, S. 72.

8 Uhlig u. a., Tarnung, Transfer, Transit, S. 311 ff.

9 Ein Zitat bei Linsmayer, Literaturkritik, S. 72.

10 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 18.9.1946.

11 KBTG Hu B 969: Baessler an A. H., 8.1.1947.

12 Zbinden, Sternstunden, S. 55 ff.

mit Ihrem Verleger Staackmann in dieser verworrenen Zeit finden. Die geschäftliche und private Anständigkeit Ihres Verlegers ist mir bekannt, und ich möchte darum in keiner Weise in den Verdacht der Unkollegialität kommen. Andererseits aber glaube ich, dass man offen und ehrlich die herrschende Situation besprechen und Wege suchen muss, auf denen sich unsere Schweizer Autoren, die ihre Bücher bei ausländischen Verlegern herausbrachten, gut und gerne bewegen können.»¹³ Für eine nähere Besprechung stehe er jederzeit zur Verfügung und sei auch gern bereit, nach Gerlikon zu kommen. Der Angefragte liess sich fast sechs Wochen Zeit, was für Unentschlossenheit spricht. Dann entschuldigte er sich mit Arbeitslast, sprach breit von Kartoffeln und Obst, bevor er endlich knapp zur Sache kam. «Was nun meine Beziehungen zum Verlag Staackmann betrifft, so kann [ich] nur sagen, dass ich ihm unter allen Umständen treu bleiben will, wenn die Umstände nicht ein Weiterbestehen dieses Verlages verunmöglichen.»¹⁴ Das war eine eindeutige Auskunft; Witz beharrte nicht auf seinem Anliegen, weitere Kontakte sind nicht belegt.

Was auf den ersten Blick so klar wirkt, wirft einige Fragen auf. Huggenberger berief sich auf Treue, doch hatte er nie gezögert, einem Verleger untreu zu werden, wenn er sich davon einen Vorteil versprach. Sein Abgang bei Huber wie der Bruch mit Wirz seien in Erinnerung gerufen; seinem neuen Verleger Franz Larese gegenüber verhielt er sich wenig loyal. Sein Entscheid macht nur Sinn, wenn wir davon ausgehen, dass er sich zu dieser Zeit tatsächlich noch Chancen ausrechnet, es könne bei Staackmann wieder werden wie früher. Neben einer solchen Aussicht musste das Angebot eines eben erst gegründeten kleinen Schweizer Verlags wenig attraktiv wirken, fast wie ein Zurück in vergangene Zeiten, in denen er sich mühevoll von Huber losgerissen hatte, um in den grossen deutschen Markt aufzubrechen. Ernst Zahn empfand das auch so, als er zu dieser Zeit wieder in

der Schweiz zu publizieren begann. «Aber, ach, wie eng ist die Strasse, die vor mir liegt! Mir ist, als humple ich als Bettler, wo ich einst im Vierspänner fuhr und grosstat.»¹⁵

Eine Vertrauensbasis gegenüber Friedrich Witz wäre an sich vorhanden gewesen. Huggenberger hatte schon mit ihm zusammengearbeitet, als dieser in den 1920er-Jahren Redaktor beim «Aargauer Tagblatt» war, später bei der «Zürcher Illustrierten» und zuletzt bei der Kulturzeitschrift «du». Ein Übergang zu Artemis wäre seinem Werk zumindest mittelfristig nützlich gewesen. Der Verlag machte sich bald einen guten Namen; das Umfeld war vielversprechend, eine Spitteler-Ausgabe war geplant, und auf das Gedenkjahr von 1949 erschien eine Goethe-Edition. Huggenberger sagte Nein und verpasste die Gelegenheit, sich im Umfeld von Klassikern anzusiedeln. Seine Entscheidung lässt sich nicht restlos erklären; neben der immer noch lebendigen Hoffnung auf Staackmann dürfte auch eine Portion Starrsinn mitgespielt haben.

Die Wiederbelebung von Staackmann liess auf sich warten. In seiner Not schrieb Huggenberger im Sommer 1948 an Hans Friedrich Blunck, den einstigen Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, der seinerseits Ende 1947 ein Lebenszeichen in Form einer Karte gesandt hatte. Blunck war gerührt über den ausführlichen Bericht wegen der Buchsorgen, konnte aber nicht mehr tun, als nachträglich zum 80. Geburtstag gratulieren und seine Hoffnung auf zukünftig erneuerte Verbindung der alten Geister aussprechen. Er nannte Ermatinger und Bohnenblust, Knittel und Stichelberger und erinnerte an den toten Jakob Schaffner. «Es wäre wohl nötig, dass wir die Fühlung miteinander aufnehmen, weil ich das Empfinden habe, dass wir alle, die wir einander einst freund-

13 ZB Zürich, NL Witz 17.28: Witz an A. H., 17.10.1945.

14 Ebd.: A. H. an Witz, 25.11.1945.

15 UB Basel NL 75, NL Stichelberger: Zahn an Stichelberger, 19.9.1946.

schaftlich oder freundlich kannten, uns wieder sammeln müssen. Es genügt oft, dass wir umeinander wissen. Schon das wärmt und lässt hoffen, dass die Einsamkeit, in der die Geistigen Europas heute stehen, einmal überwunden wird durch neue Bindungen derer, die guten Willens sind.»¹⁶

Das Ende bei Staackmann

Anfang 1947 war die Verbindung mit Staackmann wieder auf eine reguläre Basis gekommen. Verlagsleiter Carl Baessler meldete sich ausführlich aus Bamberg. Dort fehlte jedoch ebenso wie in Leipzig die Lizenz der Besatzungsmacht, um die Verlagstätigkeit wieder aufzunehmen. In der sowjetischen Zone seien es vor allem politische Gründe, die einen Privatverlag behinderten; in der amerikanischen Zone sei der Papiermangel ausschlaggebend. Immerhin seien noch Restbestände von vier Romanen vorhanden. Im Einvernehmen mit Baessler hatte inzwischen auch der ehemalige Verlagsmitarbeiter, Jan Thorbecke, von Lindau am Bodensee aus geschrieben. Er hatte eine Buchhandlung übernommen und einen eigenen Verlag für regionale Literatur gegründet.¹⁷ Er bot Huggenberger eine teilweise Neuverlegung seiner Werke und deren Vertrieb in Deutschland an.

Huggenberger schwankte zwischen Hoffnung und Zweifel. Bald sprach Baessler von einer geplanten Neuauflage der Romane, bald verwies er wieder auf den Papiermangel oder auf das Publikum, das stets nach Neuem verlange. Die von Huggenberger offenbar zögernd vorgebrachte Mitteilung, dass sein Schwiegersohn einige der Bücher neu herausbringen wolle, betrachtete Baessler «keineswegs als ein »Überlaufen« – im Gegenteil, ich verstehe es nur zu gut, wenn Sie den Wunsch haben, dass die wichtigsten Ihrer Werke bald wieder vorliegen».¹⁸ Das klang schon beinahe wie eine Einladung, doch eher eine schweizerische Lösung ins Auge zu fassen. Ein

Jahr später war man keinen Schritt weiter. Huggenberger war sehr enttäuscht, sein Brief ist im Entwurf erhalten. «Aber noch härter bedrückt mich die Mitteilung, nach der die vergriffenen Bücher nur ganz nach und nach in Jahresabständen wieder ins Leben gerufen werden können. Das bedeutet wohl nicht viel anderes, als dass sie der Vergessenheit und dem Absterben anheim fallen werden.»¹⁹ Das gelte vor allem für einige Erzählbände und die Gedichtsammlung »Erntedank«, einen wichtigen Teil seines Lebenswerks. Baessler hielt dagegen, dass Novellen zurzeit kaum gefragt seien und Gedichte schon gar nicht. Stattdessen sprach er immer noch von einer Neuauflage der »Schicksalswiese«. Als er aber hörte, dass Büchi im Volksverlag ebenfalls eine Neuausgabe vorbereitete, zog er sich zurück. Im Mai 1952 schickte er eine Gesamtabrechnung über die Jahre 1944 bis 1951. Es war eine Art Abschied. «Noch leben wir – wenn auch die amerikanische Bestseller-Mode abzuflauen beginnt – in einer Zeit, die mehr das Sensationelle, Aufregende sucht als das Besinnliche. Vor allem aber werden nach wie vor diejenigen Bücher abgelehnt, die sich bäuerlichen Themen widmen; hier macht sich doch eine Reaktion gegen die künstlich herbeigeführte Überschwemmung mit »Blut- und Boden«-Literatur während der Nazizeit bemerkbar. Es ist nur bedauerlich, dass breite Leserschichten zwischen Echt und Unecht nicht unterscheiden können und daher auch Ihr Werk darunter leidet, obwohl es fern aller Tendenz und echt und ehrlich ist.»²⁰

16 Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, NL Blunck, Cb 92.40.51: Blunck an A. H., 16.7.1948 (Durchschlag, der Brief von A. H. fehlt).

17 Bosch, *Bohème am Bodensee*, S. 506.

18 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann (Baessler) an A. H., 20.6.1948.

19 KBTG Hu Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Baessler, 31.5.1949.

20 KBTG Hu B 969: Baessler an A. H., 6.5.1952.

Huggenberger ging zu dieser Zeit auf seinen fünfundachtzigsten Geburtstag zu; er hatte sich mit der Situation abgefunden. Er habe eigentlich nach dem Krieg damit gerechnet, dass Staackmann die Tätigkeit womöglich ganz einstellen werde, schrieb er. «Nun freute ich mich natürlich, dass eine Neubelebung und Weiterführung des Verlages doch in Frage kommen kann, wenn mir auch leider in Anbetracht meiner Jahre eine Mitarbeit kaum mehr gestattet sein wird.»²¹

Betrachten wir die wieder einsetzende Bücherproduktion von Staackmann ab 1948/49, so finden sich darunter manche alte Autoren des Hauses, neben dem unverwüstlichen Peter Rosegger (er ist bis heute bei Staackmann im Angebot) auch Rudolf Greinz, Anton De Nora, Otto Ernst oder Rudolf Hans Bartsch, die allerdings auch schon früher weit höhere Auflagen erzielt hatten als Huggenberger.²² Ausgesprochene Nationalsozialisten waren ausgeschieden. Unter den neuen Büchern fanden sich auch solche mit ländlich-bäuerlicher Thematik; es handelte sich teilweise um Übersetzungen aus dem Niederländischen oder aus dem Dänischen.

Kleine Publikationen in Deutschland

Der Fehlschlag bei Staackmann bedeutete keineswegs, dass in Deutschland nach dem Krieg gar nichts mehr von Huggenberger erschienen wäre. Jan Thorbecke produzierte 1947 einen kleinformatigen Auswahlband mit Prosa und Gedichten unter dem Titel «Mühsal und Sonntag». Er enthielt «Der verkehrte Jakob Stockauer», in der alten Fassung, aber mit einem merkwürdig banalisierten Titel («Die Erbschaft des Jakob Stockauer»); sodann «Die Schwester», eine Erzählung aus «Liebe Frauen», ein paar Gedichte und – ohne Quellenangabe – einen Auszug aus «Die Bauern von Steig». Dem folgten Neuauflagen der Romane «Die Frauen von Siebenacker» (1949) und

«Schicksalswiese» (1950). Thorbecke bemühte sich auch um eine Lesung in Lindau. Huggenberger war wenig begeistert über diese Ausgaben, ja er nahm sie so wenig ernst, dass er weiterhin behauptete, alle seine Staackmann-Bücher seien vergriffen.²³ Die teilweise unpassenden Illustrationen ärgerten ihn.

Bei Staackmann waren noch Restbestände der Romane in Kriegsausgaben an Lager, die sich aber kaum mehr verkauften. Die Neudrucke bei Thorbecke setzten sich ebenfalls nur in bescheidenem Rahmen ab; 1953 stellte er die Produktion von Belletristik weitgehend ein.

Im Herbst 1946 meldete sich auch Oskar Bischoff wieder, der verschiedentlich über Huggenberger geschrieben und 1943 eine Einleitung zur Kriegsausgabe von «Jakob Spöndlis Glücksfall» verfasst hatte. Damals attestierte er eine starke «Verwurzelung in Boden und Blut», jetzt beabsichtigte er, im frisch gegründeten Kranz-Verlag Märchen für Kinder herauszubringen.²⁴ Daraus entstand das Büchlein «Zwerg Moosbart», das im Frühjahr 1949 erschien, eine Neuauflage des vergriffenen «Männlein in der Waldhütte» aus dem Jahr 1934. Sauerländer hatte die Druckstöcke zur Verfügung gestellt und übernahm 200 Exemplare für den Verkauf in der Schweiz. Das Kinderbüchlein fand kein glückliches Schicksal; 1952 ging der Verlag in Konkurs, ein Rechtsanwalt meldete sich, ob Huggenberger Verwendung für 2000 noch vorhandener Restexemplare habe, sie gingen sonst ins Altpapier.²⁵

21 KBTG Hu Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Baessler, 9.5.1952.

22 Einen guten Überblick der Verlagsproduktion nach dem Krieg gibt der Antiquariatshandel, siehe Zentrales Verzeichnis antiquarischer Bücher, Leipzig/Frankfurt (www.zvab.com).

23 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 4.5.1950.

24 A. H., Jakob Spöndlis Glücksfall, Einleitung, S. 7; KBTG Hu B 110: 5 Briefe 1946–1949 und Sch 11: Kranz-Verlag.

25 KBTG Hu B Sch 3: Braun an A. H., 16.10.1952.

Darüber hinaus war noch der eine oder andere Abdruck in Zeitungen und Zeitschriften zu verzeichnen, auch einmal eine Gedichtrezitation bei Radio Berlin. Der Scheffelbund in Karlsruhe übernahm als Gabe für seine Mitglieder 1949 die Erzählung «Die Magd vom See». Die Abrechnung des Staackmann-Verlags verzeichnete bescheidene Einnahmen über 643 D-Mark von der Währungsreform im Juni 1948 bis Ende 1951; sie beruhten vor allem auf den Lizenzgebühren von Thorbecke. Hinzu kamen 348 Mark von 1944 bis 1948 (ein Zehntel des Reichsmarkbetrags); von den gesamthaft 991 Mark in der neuen deutschen Währung waren 548.94 DM in die Schweiz transferierbar.²⁶ Es dürfte sich um die letzte Zahlung gehandelt haben, die Huggenberger aus Deutschland erhielt.

Ein missmutig beobachteter Markt

Es stand nicht mehr gut um den Absatz, obwohl es nicht an wohlgesinnten Helfern fehlte. Franz Larese berichtete im August 1950 von seiner Reise nach Stuttgart, wo er Radio, Presse und zahlreiche Buchhandlungen besucht hatte. Viele der alten Buchhändler seien fort, die jungen hätten keine Übersicht angesichts des herrschenden Überangebots. «So musste ich nun oft feststellen, dass man Sie dem Namen nach noch kennt, von Ihren Büchern aber eigentlich nur noch wenig gelesen hat.»²⁷

Probleme waren auch in der Schweiz zu verzeichnen, auch wenn man den Eindruck gewinnt, dass der Umschwung im Publikumsgeschmack weniger radikal ausfiel. Das Mundartbändlein «Hinderem Huus im Gärtli» von 1942 war seinerzeit aus politischen Gründen von einem Teil der Buchhändler boykottiert worden und liess sich nicht mehr neu lancieren, wie Sauerländer berichtete.²⁸ Ab 1950 etwa stockte allgemein der Absatz. Einzig die Theaterstücke liefen die ganzen 1950er-Jahre hindurch im-

mer noch sehr gut. Bei der Prosa war das Angebot neuer Titel nun enorm, darunter viele Übersetzungen.²⁹ Dies bekamen die Vertreter der Volks- und Heimatliteratur traditionellen Stils mit ihrer starken kulturellen Orientierung an Deutschland unmittelbar zu spüren. Ernst Zahn beklagte sich über die «Konkurrenz der amerikanischen und englischen Produktion und der bei uns eingereisten Journalisten und Schriftsteller».³⁰ Huggenberger äusserte sich ähnlich im August 1948: «Das kleine Gebiet der deutschsprechenden Schweiz ist zur Zeit derart mit Buch und Manuskript-Angeboten überschwemmt, dass wir einheimischen Schriftbeflissenen, von grossen und grössten Namen beinahe an die Wand gedrückt, uns wie nie unserer Kleinheit bewusst werden.»³¹

Das war masslos übertrieben; zudem schickte sich eine jüngere Generation von Schweizer Autoren bereits zum Aufbruch über die Grenzen an, um sich bald international einen Namen zu machen. Doch war der pessimistische Missmut der deklassierten Erfolgsautoren nachvollziehbar, für die solche Möglichkeiten nicht mehr bestanden. Lange Zeit hatten sie ihre Marktchancen verbessert, indem sie auf die Beharrungskraft des kulturellen Schwergewichts im Norden bauten. Nun sah die Welt verändert aus; das geschlagene und befreite Deutschland ging neue Wege.

26 KBTG Hu B 969: Beilage zum Brief Baessler, 6.5.1952.

27 KBTG Hu B 593: Franz Larese an A. H., 11.8.1950.

28 StAAG ZWA 2004.0027/0764: Sauerländer an A. H., 23.2.1949.

29 Zbinden, Sternstunden, S. 67 ff.

30 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: Zahn an Stickelberger, 5.7.1946.

31 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 10.8.1948.

47 Huggenberger lesen: Stimmen aus dem Publikum

Alfred Huggenberger erhielt im Lauf der Jahrzehnte Tausende von Zusendungen. Die meisten stellten eine Frage, äusserten eine Bitte oder wünschten eine Lesung, meldeten sich wegen einer Theateraufführung. Und viel Verlagskorrespondenz drehte sich um die Publikation seiner Werke. Angesichts dieser Fülle mag überraschen, dass nur relativ selten zur Sprache kam, was die Lektüre von Huggenbergers Werken den Lesenden bedeutete. Manchmal geschah dies unbeholfen und knapp, manchmal in sorgfältiger Formulierung. Diese Briefe sind aufschlussreiche Dokumente. Schnell zeigt sich, dass sie – obwohl individuell verfasst – bestimmten Mustern folgen. Manches davon findet sich auch in den zeitgenössischen Rezensionen sowie in den unzähligen rühmenden Berichten. So mögen manche scheinbar persönliche Eindrücke nur ein Echo auf Angelesenes oder Gehörtes darstellen.

Um die langfristige Tendenz sichtbar zu machen, sei auf die Anfänge zurückgegriffen: Im August 1910 erhielt Alfred Huggenberger unerwartete Post aus dem fernen Schleswig-Holstein. Pastor Friedrich Lamp in Plön hatte im Vorjahr den Gedichtband «Hinterm Pflug» erhalten. Vielleicht lief das über Gustav Frenssen, Erfolgsautor und ehemaliger Amtskollege von Lamp, mit dem Huggenberger damals in lockerer Verbindung stand. Nun wollte Lamp seinen Dank abstaten. Er sei nie in der Schweiz gewesen, sehe aber manche Ähnlichkeit. «Vielleicht ist mir auch das so ansprechend bei Ihren Gedichten, dass Sie die Menschen und Dinge so lieben und für das Kleine Herz und Beachtung übrig haben.» Er sei jetzt 48 Jahre alt und etwas abgearbeitet mit seiner grossen, zerstreuten Gemeinde, die er seit siebzehn Jahren betreue. «Ich weiss nicht, ob Ihre Gedichte sehr formvollendet sind. Ich bin kein Kritiker. Ich weiss aber, dass sie mir etwas zu sagen haben. Ich lese sie so wie Briefe eines alten Bekannten an mich persönlich gerichtet, wie Selbstbetrachtungen eines Freundes. So sind sie mir wert geworden als Kunde

vom Hoffen, Ringen, Lieben eines Menschenkindes, das ich verstehe.»¹

Der Brief ist eines der frühen Zeugnisse für ein positives Leserecho aus der Ferne. Es meldeten sich Menschen aus allen sozialen Schichten, denn es gehört zur Eigenart von Huggenbergers Schriften, dass sie tatsächlich quer durch ganz unterschiedliche soziale und kulturelle Milieus gelesen wurden. So schrieb ihm Ende 1917 der deutsche Aussenminister Richard von Kühlmann-Stumm. Er hatte «Die Bauern von Steig» gelesen und nahm sich nun mitten im Krieg die Zeit für eine Geburtstagsgratulation und rühmte die «fast mystische Liebe zum Heimatboden».² Es schrieben auch Menschen, die nie richtig schreiben gelernt hatten oder es nicht mehr konnten, weil sie alt und gebrechlich waren.

Die frühen Schreiben stammten in erster Linie aus dem Kreis der Gebildeten, und sie entboten dem Autor eine bunte Vielfalt anerkennender Worte. Sie rühmten die «ächte, goldene Poesie», schrieben den Gedichten «eine eigentümliche Seele» zu, lasen sie als wirkliche «Worte eines Bauern», nahe dem «Urquell allen Lebens».³ Was für die Gedichte gilt, trifft auch für die ersten Erzählbände zu. Das sei «reinste Wahrheit», der Realismus der Personenzzeichnung – «man glaubt ihnen aufs Wort» – sei ebenso zu rühmen wie das Fehlen aller Grobschlächtigkeit.⁴ Bemerkenswert sind die anerkennenden Worte der Wiener Reformpädagogin Eugenie Schwarzwald in einem Brief von 1910 an die Freundin Barbara Matter in Frauenfeld; sie hatte Huggenberger bei einem Besuch in der Schweiz kennengelernt und den ersten

1 KBTG Hu B Sch 12: Lamp an A. H., 28.8.1910.

2 KBTG Hu B Sch 12: Kühlmann an A. H., 19.12.1917.

3 KBTG Hu B Sch 9: J. Huber, 30.11.1907; Hu B 233: Emil Ermatinger, 7.12.1907; Hu B 806: Josef Reinhart, 10.1.1910.

4 KBTG Hu B 241 in Sch 5: Ernst Eschmann an A. H., 23.11.1912.

Erzählband «Von den kleinen Leuten» gelesen. «Dass Du mir Huggenberger vorgestellt hast, dafür weiss ich Dir besondern Dank. Das ist ein prächtiger Kerl! Gesund, mutterwitzig, humor- und gemütvoll, keine bäuerliche Schroffheit und keine präventöse Halb-bildung. [...] zu seinem höchsten Lobe als Mensch und Dichter: er ist ein rechter Schweizer und erfüllt Goethes Forderung an den Dichter: er hat ein ganz von einer Empfindung volles Herz. Alle seine Leute sind mir so vertraut, als wäre ich mit Ihnen gross geworden. Besonders verliebt habe ich mich aber in den Jakob Spöndli.»⁵ Dieses Gefühl, mit den Personen vertraut zu sein, ihnen ganz nahe zu kommen, drücken auch andere aus, so Hedwig Bleuler-Waser (ebenfalls eine Akademikerin und mit Eugenie Schwarzwald bekannt) mit Bezug auf die erste Erzählung des «Ebenhöch», «Der Acker am Herrenweg»: «Besonders gern mag ich die Kempfensippe; die lernt man kennen inwendig und auswendig, wie wenn man hineingeheiratet hätte.»⁶ Ähnliches äussern in späteren Jahren auch Lesende (es sind auffällig oft Frauen), die über keine höhere Bildung verfügen.

Manche Motive dieser Briefe ziehen sich durch die Jahrzehnte, ohne dass eine Entwicklung erkennbar wäre. Als beharrlich erweist sich etwa der Gedanke, dass man aus der Lektüre von Huggenberger «in unserer überhasteten Zeit» wieder innere Ruhe gewinnen könne.⁷ «Der Mensch braucht das so sehr in unserer kurzlebigen und hastigen Zeit, und wer einen Funken Liebe zur Natur und deren Schönheit hat, schöpft viel Frohsinn aus Ihren Büchern.»⁸ Das Kranken an der «Hast» und «Unruhe der Zeit» entstammte als zeit- und kulturkritisches Thema ursprünglich dem späten 19. Jahrhundert, als die «Nervosität» zum Allerweltsleiden aufstieg, dem mittels Hinwendung zur Natur – und ganz praktisch durch den Ferienaufenthalt in ländlicher Beschaulichkeit – begegnet werden konnte. Der Lektüre kam die Rolle eines therapeutischen Mittels zu, mit dem die innere

Kraft wiederhergestellt wurde. Der oft sehr formelhaft vorgetragene Gedankengang erhielt sich über Jahrzehnte.

Politisch-Weltanschauliches kam ins Spiel, wenn sich solche Sichtweisen mit Abgrenzungen verbanden – häufig um den Begriff des Gesunden kreisend. In dieser Hinsicht wird eine neue Tonlage ansatzweise schon vor dem Ersten Weltkrieg sichtbar und gewinnt in den 1920er-Jahren an Boden. Vom «durch und durch gesunden Buche» war schon Hermann Bodmer, Mitbegründer des Lesezirkels, begeistert, als er 1912 «Die Bauern von Steig» las.⁹ Ein Leser aus Feldmeilen, eben aus Italien zurückgekehrt, dankt 1925 für das zugesandte Buch, es dürfte «Die Frauen von Siebenacker» gewesen sein: «Ich hab's diese Nacht durchgelesen: eine starke und echte, erlebte Dichtung, die mir gut tat nach der wälschen Süssigkeit. [...] Das ist die gesündeste und in jeder Beziehung wertvollste Kost für unser Volk und auch für die – Intellektuellen.»¹⁰ Mit dem Gesunden fand ein Begriff aus populärhygienischen und medizinischen Traktaten des späten 19. Jahrhunderts Eingang in die Charakterisierung literarischer Texte. Verwandte und bestärkende Begriffe lagerten sich an – Quelle, Brunnen, Luft und Frische. Assoziationen aus der Ernährungslehre wurden bemüht. Immer ging es um die polarisierende Gegenüberstellung, um ein entweder – oder, in den Worten eines Lehrers 1923: «Es ist nicht Künstelei, nicht «Gehirnkonzentration», es ist Leben, Leben!»¹¹

5 KBTG Hu B 683 in Sch 683: Barbara und Karl Matter an A. H., 21.1.1910.

6 KBTG Hu B 115 in Sch 3: Bleuler-Waser an A. H., undatiert (Anfang 1912).

7 KBTG Sch 22: Olga Thalmann-Stäubli an A. H., 22.12.1937.

8 KBTG Hu B 597: Elisabeth Lederle-Kretzdorn an A. H., 14.12.1949.

9 KBTG Hu Sch 3: Dr. Hermann Bodmer an A. H., 3.12.1912.

10 KBTG Hu Sch 2: Linus Birchler an A. H., 16.11.1925.

11 KBTG Hu Sch 15: Hermann Menzi an A. H., 1923.

So werden von mancher Seite die Texte Huggenbergers als Weckruf verstanden gegen missbilligte gesellschaftliche Entwicklungen. Der Klinikverwalter Otto Binswanger aus Kreuzlingen beschwört 1917 den Stadt-Land-Gegensatz: «Wenn ein jeder Ihnen nachempfinden könnte, gäbe es niemanden, der von der duftenden Ackerfurche, von der brodelnden Junisonne weg in russige, rauchige Fabriken, in Mietskasernen und in Kinos liefe.»¹² Zwanzig Jahre später kommentiert der Lehrer Rudolf Hägni, Autor der Lebensdarstellung von 1927, den Gedichtband «Abendwanderung»: «Ich glaube, die Nachwelt wird einmal begieriger nach diesem Hausbrot greifen als nach dem stark gewürzten Gebäck der poetischen Stadtköpfe, mit dem man sich den Magen verdirbt.»¹³ In einem weiteren Brief wird er noch schärfer: «Aber eben, wer «mit den Kräften der Tiefe im Bund» ist, der erlahmt nicht so schnell wie die Asphaltliteraten oder Kaffeehauspoeten, die kaum Boden genug finden, ein paar Würzelchen zu treiben!»¹⁴ Der Begriff des Literaten, negativ übersteigert in der Unfigur des Asphaltliteraten und sorgfältig abgegrenzt vom Dichter, auch die Spitzen gegen Intellektuelle wurzeln in den Kulturkämpfen des frühen 20. Jahrhunderts, als «Moderne» und «Tradition» oft unversöhnlich gegeneinander standen.

Das Gesunde hatte auch seine politische Seite. Vor allem die Gebildeten unter den Lesern – manchmal Politiker – lasen Huggenberger gern durch die Brille ihrer konservativen Weltsicht. Ende 1932 schrieb der langjährige demokratische Grossratskollege Huggenbergers, der Lehrer, Friedensrichter und Vorsteher des Vereins thurgauischer Bienenfreunde Alfred Düssli aus Romanshorn und entwarf eine Lebensphilosophie, die er aus Huggenbergers Schriften zu lesen glaubte: «Liebe zur heimatlichen Scholle, Einfachheit & genügsamer Sinn, Frohmut & freundnachbarliches Wesen, Treue & Pflichterfüllung, das sind die Richtlinien, die allen Ihren Liedersammlungen & Schriften das charakteristische Gepräge geben.»¹⁵

Spät erst, in den 1930er- und 40er-Jahren entdeckten auch Katholisch-Konservative ihre Liebe zu Huggenbergers Werk. «Ich will Ihnen auch danken für die edle, christliche Art, mit der Sie die sittlichen Probleme in Ihren Büchern behandeln», schrieb 1939 Pater Aegidius Bitter aus Schwyz.¹⁶ Aus katholischer Sicht könne er dem nur beipflichten.

Ein weiter Abstand lag zwischen dieser politisch-weltanschaulichen Instrumentalisierung und den ersten anerkennenden Worten um 1910, die ein viel breiteres Spektrum von Wahrnehmungen antippten. Die unmittelbare Instrumentalisierung besetzt allerdings nur einen vergleichsweise kleinen Raum. Die meisten Rückmeldungen von Lesenden waren weit privater.

Vielen brachte die Lektüre Trost und Ablenkung von einer als bedrückend erfahrenen Situation. Nachvollziehbar ist dies angesichts der Schrecken des Ersten Weltkriegs. Eine holländische Verehrerin – eine der wenigen Stimmen von ausserhalb des deutschen Sprachraums – schrieb Huggenberger 1918, dass seine Schriften für sie ein Lichtblick seien inmitten «des entsetzlichen Weltschmutzes des Gegenwärtigen».¹⁷ Bemerkenswert ist die Erinnerung eines einstigen deutschen Soldaten: «Selbst im Weltkrieg trug ich stets ein Gedichtbändchen von Ihnen in meinem Tornister mit mir. So unglaublich es auch klingen mag[,] aber es entspricht der Wahrheit, dass ich selbst in den so schweren Tagen an der Somme 1916 gar oft im wüsten Trommelfeuer mich an dem Gedichtbändchen «Stille der Felder» innerlich stärkte und mich, wenn auch oft nur für Minuten den schweren Kampf vergessen liess.»¹⁸ Trost fanden auch immer

12 KBTG Hu Sch 2: Binswanger an A. H., 24.12.1917.

13 KBTG Hu B 373: Hägni an A. H., Zürich, 24.1.1948.

14 KBTG Hu B 373: Hägni an A. H., 10.8.1948.

15 KBTG Hu Sch 23: Düssli an A. H., 24.12.1932.

16 KBTG Hu B 112: Bitter an A. H., 26.7.1939.

17 KBTG Hu Sch 2: Adolphine Bello an A. H., 1.3.1918.

18 KBTG Hu B 867: August Schindler an A. H., 6.4.1940.

wieder schwer Erkrankte oder in sehr beengten sozialen Verhältnissen Lebende. Einzelne liessen sich von der Lektüre dazu anregen, ihre eigene Lebensgeschichte aufzuschreiben.

Eine Mischung aus Trost, innerer Stärkung und Bestätigung im eigenen Lebensweg sucht eine Gruppe von Leserinnen, die sich explizit auf Huggenbergers Darstellung weiblicher Schicksale beziehen. Wenig überraschend fand der Roman «Die Frauen von Siebenacker» besonderes Echo. Eine Sozialarbeiterin im Landfrauenverband, der in den 1930er-Jahren entstehenden Interessenvertretung der Bäuerinnen, erklärte das Buch zu ihrem Favoriten. «Ich habe es schon unzählige Male gelesen und lese es nie aus. Ich bin selber ein Bauernkind, mein Vater ist ein Kleinbauer und war daneben «Wegknecht» – in Ihren Geschichten gibt es mehr als ein solches Mädchen und gerade an diesen Kleinen zeigen Sie, dass es nicht auf äussere Güter und Vorzüge ankommt, sondern auf die inneren Werte.» An Huggenbergers Mädchen- und Frauengestalten habe sie sich immer wieder aufgerichtet. «Sie haben mir viel geholfen und Sie haben mir viel gegeben in mein kleines Leben hinein.»¹⁹

Andere Lesende sprechen von der Sehnsucht, welche ihnen die Lektüre zugleich erwecke und befriedige. So schrieben ehemalige Thurgauerinnen und Thurgauer aus dem Ausland oder auch nur aus anderen Kantonen, wie stark die Lektüre den Gedanken an die Heimat wach halte. Ebenso meldeten sich Menschen, die wehmütig auf ihre frühere Verbundenheit mit Ländlichkeit und Bauerntum zurückblickten. Der Gedanke an eine vergangene ländliche Welt verband sich zwanglos mit dem nostalgischen Blick in die entschwundene eigene Kindheit. Verstärkt wurde die Wirkung, wo sie mit dem positiv erinnerten Lernen von Gedichten einherging. «Wie gern und wie oft haben wir Ihre Gedichte rezitiert! Sie klingen mir heute noch in den Ohren und bilden einen Teil meiner schönsten Jugenderinnerungen.»²⁰ So ein Zeitungs-

redaktor aus Trogen im Kanton Appenzell Auserrhoden 1946.

Manche der Lesenden weisen darauf hin, *wie* sie lesen, nämlich «immer wieder», «unzählige Male» dieselben Texte. Es ist dies eine altertümliche Leseweise, wie sie ursprünglich – als Bücher noch eine kostbare Rarität waren – vor allem gegenüber religiösen Texten praktiziert wurde. Bei weniger geübten Leserinnen und Lesern überlebte die Form noch lang. Sie verband sich teilweise mit dem Vorlesen oder Rezitieren, das die Zuhörenden zur andächtigen Gemeinschaft vereinte, ein Effekt, den auch Huggenberger selber in seinen Lesungen oft erzielte. Die Lesenden schildern ihre Gefühlslage mit Ausdrücken wie «Frömmigkeit», «Andacht» oder «Feierstunde», die den «Werktag zum Sonntag» werden lasse. «So lese ich auch die Bücher der Bibel», bekannte der eingangs zitierte Pastor Lamp 1910.²¹ Literatur vermittelte ein ausserkirchliches und überkonfessionelles, quasi-religiöses Erlebnis, sie vereinte die Lesenden (oder Zuhörenden) in einer vorgestellten Gemeinschaft, verbunden in einem Gefühl des Aufgehobenseins.

Andere umschrieben diese Gefühlslage, indem sie auf den Begriff der Wärme zurückgriffen – und gelegentlich von den Texten unmittelbar auf den Autor schlossen, um diesem eine besondere Warmherzigkeit zuzuschreiben. Wenige Wochen nach dem Tod Alfred Huggenbergers schrieb der pensionierte Gymnasiallehrer und Theater-Publizist Eugen Müller, selber schon Mitte siebzig, im März 1960 an dessen Tochter Martha Büchi – und wie ein fernes Echo klang unter den von ihm beschworenen Bildern zuletzt auch die Abgrenzung von den Intellektuellen noch einmal an: «Wer aus meiner Generation, der sich mit Literatur abgab, sollte ihn je vergessen? Erinnere ich

19 KBTG Hu B 130: Anna Böll-Bächi an A. H., 27.12.1947.

20 KBTG Hu B 37: H. Meili an A. H., 23.12.1946.

21 KBTG Hu Sch 12: Lamp an A. H., 28.8.1910.

mich doch noch sehr deutlich, welche Bewegung durch die literarische Schweiz ging, als der Bauer in die Literatur eintrat. Hatten bisher Pfarrerherren, Staatsschreiber, Professoren – wie mein Französischlehrer Jakob Bosshart – von Bauern erzählt, so trat nun dieser selbst auf, und man spürte etwas vom Duft der Scholle, die sein Pflug antrieb, von der stillen Schönheit der Bäume, die seine Hand pflanzte und pflegte, von der Welt der Tiere, die er molk und einspannte [...]. Und wie viel menschlicher, wie viel gütiger, wie viel wärmer ist doch die Huggenberger Welt als die eines Frisch und Dürrenmatt!!»²²

22 KBTG Hu Sch 42: Müller an Martha Büchi, 20.3.1960.

48 Letzte Arbeiten und ein ungeschriebener Roman

In den späten 1940er-Jahren lief alles wie gewohnt. Huggenberger klagte über Zeitmangel und die kaum zu bewältigenden Briefschulden. Gelegentlich beanspruchten die Zeitereignisse, der sich verschärfende Kalte Krieg, die Aufmerksamkeit. Im Sommer 1950 begann der Korea-Konflikt. «Und hoffentlich müssen wir nicht auch noch das dritte Weltkriegsgrauen erleben», schrieb er Karl Cajka. «Es sieht verflixt verdächtig aus; die Menschen wollen und wollen aus allen Schicksalsschlägen nichts lernen.»¹ Fast jede Woche schreibe er noch ein Gedicht, teilte er dem österreichischen Brieffreund mit. «Dieses noch über den Tag hinaussehen ist noch das einzige, die verrückte Zeit erträglich zu machen.»² Wie es denn Franz Karl Ginzkey gehe, erkundigte er sich im Herbst 1951. «Ich habe nun lange, lange nichts mehr von ihm gehört.»³ Die Verbindungen zu den frühen Förderern, die einst so positiv auf die Verse von «Hinterm Pflug» reagiert hatten, waren in der Tat alle abgebrochen; etliche waren auch in der Zwischenzeit verstorben. Ginzkey nicht, er habe soeben seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert, teilte Cajka mit. Huggenberger liess die Gelegenheit für einen Gruss ungenutzt verstreichen.

«Die Leute vom Ackerhimmel»

Im Herbst 1946 hatte Huggenberger erstmals einen neuen Roman erwähnt, an dem er gelegentlich arbeite. «Er braucht noch viel Zeit, manchen lieben Wandertag.»⁴ Dann blieb alles wieder liegen. Mehr als drei Jahre später suchte er von sich aus das Gespräch mit Hans Kägi über dieses Werk, an dem er «schon mehr als ein Jahr in ‹freien Stunden› arbeite, das aber noch nicht weit gediehen» sei.⁵ Auch gegenüber Cajka war gelegentlich davon die Rede. Wenn dieser nachfragte, kam aber keine Auskunft. Im Sommer 1953 fiel ein Titel: «Die Leute vom Ackerhimmel», eine Arbeit, die er noch «unter Dach» zu

bringen hoffe.⁶ Da er aber seit 1948 den grössten Teil seiner Zeit für die Bearbeitung der Neuausgaben im Volksverlag einsetzte, ging es mit dem Roman kaum voran. Vielleicht war es auch umgekehrt, und er ver-ausgabte sich mit den Neuausgaben deshalb so sehr, weil der Roman nicht mehr zustande kommen wollte.

Fragmentarische Notizen kreisen um die Stichworte Ackerhimmel und Balchengrün. Zeitweise scheint das Romanprojekt auf eine Erzählung reduziert. Notizen vom November 1949 deuten dies an. «Balchengrün. Sie wissen nicht, wie schön es ist in der Stille, auf des Herrgotts Sommerwiese. Novelle. Kind, das immer in der Angst lebt, es müsse (später) von B'grün fort. Wer wird mich da oben wollen. Und was soll ich an einem andern Ort anfangen, wo ich von den Menschen nichts weiss – und wo eine ganz andere Welt ist? Die ist ja vom Ackerhimmel herab, wo sie spinnen.»⁷ Ein Notizheft vom Februar 1950 mit dem Titel «Balchengrün (nur wenig)» enthält praktisch nichts zum Roman, stattdessen die Notiz: «Unverbrauchtes aus Sch'wiese».⁸ Letzteres zeigt wohl an, dass er zwar an Neuem herumdachte, aber zugleich nach seiner Arbeitsweise auf die alten Notizen zurückgriff. Ein mehrheitlich leeres dickes Schreibheft, Titel: Prosa 1952, enthält auf der ersten Seite den Eintrag «Balchengrün (Neues, 1952)». Es folgt ansatzweise eine Geschichte von Noah Gut, gewesener Schreinerlehrling, dann ein Gedicht und eine Sentenz: «Der Mensch (Bauer) hat die Maschine besiegt und ist zu ihrem Knecht geworden.» Sodann nochmals Notizen zu Balchengrün, in denen auch

1 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 9.7.1950.

2 Ebd.: A. H. an Cajka, 1.1.1951.

3 Ebd.: A. H. an Cajka, 1.9.1951.

4 KBTG Hu B Sch 123: A. H. an Kägi, 14.11.1946.

5 Ebd.: A. H. an Kägi, 19.1.1950.

6 KBTG Hu Sch 140: A. H. an Cajka, 31.7.1953.

7 KBTG Hu Sch 77/6: Balchengrün. Erzählung, November 1949.

8 KBTG Hu M 248: Notizheft, 14.2.1950, ausgeschrieben.

«Ackerhimmel» vorkommt.⁹ Dann erscheint einmal ein Anfang: «Der Tannenberg hockt breit im Land. Er tut sich gut, er hat einen festen Boden. Auf seiner Südtane auf dem halben Berg macht sich ein Dorf breit. Es ist nicht bloss ein Nest, es ist ein Dorf, das seine Meinung von sich haben darf.»¹⁰

Die Schauplätze gerieten ihm immer entlegener, fernab von der sich verändernden ländlichen Welt. Stichworte hielten seine Gedanken fest: «Balchengrün (Neugrütt?) Wie eine Festung. Keine Mauern, aber eine Festung ist es doch. Die Festung Bauern-trotz, die Festung Bauernglück, die Festung Bauern-querköpfigkeit. Quer ist zäh. Quer ist verlässlich. Quer ist innig. Auch die Liebe ist auf B'grün daheim. Sie zahlt nicht mit Leckereien [...] sie schenkt sich für ein Leben. Eine durchaus altmodige Liebe. Heftig kann sie sein, verschwiegen wie [...]. Aber wer sie erfahren hat, der weiss, was Liebe ist.»¹¹ Das Bollwerk zur Abwehr der Gegenwart erinnert unwillkürlich an Bundesrat Philipp Etter, der Huggenberger nach dem Besuch in Gerlikon Ende 1947 von einem «Festungs-dreieck» geschrieben hatte, bestehend aus «Dorf, Kapelle und Heim».¹² Nöte mit der Gegenwart offenbarte auch Sophie Laur, Frau des langjährigen Bauernsekretärs und Direktor des Bauernverbands Ernst Laur, der nun im Ruhestand war. Sie schrieb Huggenberger im August 1951, dankte für zugestellte Verse und fügte hinzu, dass sie selber noch «Bauernblut» in sich spüre. «Nur jetzt gerade macht es mir viel Kummer. Wenn ich diese Mähbinder durch die herrlichen Fruchtfelder rasseln sehe und die jämmerlichen Hutzelgärblein von ihm ausgespien werden, dann revoluzt es in mir und keine Vernunft kann mich überzeugen, dass diese Motorgeschichten unvermeidlich seien. Drum seh ich auch den Segen vor allem bei den Kleinbauern. Gottlob haben wir im Aargau noch viele solcher. In der Hand liegt der Segen und nicht vor allem in der Rendite.»¹³

Zu dieser Zeit waren in der Schweiz ganz andere Motorgeschichten im Anrollen. Sie waren nicht auf-

zuhalten, zuletzt durch die Kleinbauern, die nun bald in grosser Zahl aufgeben würden, da sie den Versprechungen eines besseren Lebens ausserhalb der Landwirtschaft folgten. Die Politik Ernst Laurs hatte diesen Wandel immer gefördert, so dass es paradox anmutet, wenn ausgerechnet seine Frau vor den Konsequenzen erschrak. Huggenberger wird das ähnlich erlebt haben. Sein letzter Roman, in dem er noch einmal die Welt der kleinen und grösseren Bauern hätte aufleben lassen, blieb ungeschrieben.

Neuausgaben und Bearbeitungen bei Huber und im Volksverlag

Den Grossteil der ihm verbleibenden Zeit verwandte Huggenberger für die Bearbeitung seiner mehrheitlich im Volksverlag Elgg wieder aufgelegten älteren Werke. Dies betraf zunächst einmal die Romane «Die Bauern von Steig» (neu aufgelegt 1948), «Der wunderliche Berg Höchst» (1949), «Die Schicksalswiese» (1950), «Die Geschichte des Heinrich Lentz» (1953). «Die Frauen von Siebenacker» folgten erst 1967.

Es sei nicht einfach nur eine Neuauflage, schrieb Huggenberger, als er Hans Kägi «Berg Höchst» schickte. «Ich habe mich lang und eingehend mit dem Werk beschäftigt, habe einiges gemildert, einiges ausgemerzt und da und dort Stellen vertieft und neue Szenen geschaffen.»¹⁴ So verfuhr er bei allen Bearbeitungen dieser Jahre, was am Beispiel der «Geschichte des Heinrich Lentz» verdeutlicht sei. Auch sie hatte ihn «sehr lang in Anspruch genommen».¹⁵ Eine

9 KBTG Hu M 249: Schreibheft.

10 KBTG Hu W Sch 93; Notizen, undatiert.

11 KBTG Hu Sch 77/6: Notizen, Blatt 12.

12 KBTG Hu B 244: Etter an A. H., 3.1.1948.

13 KBTG Hu B 74, in Sch 12: Schweiz. Bauernverband/Laur an A. H., 15.8.1951.

14 KBTG Hu B Sch 123: A. H. an Kägi, 20.10.1949.

15 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 31.7.1953.

nähere Prüfung zeigt, dass er an der Ausgabe von 1916 gegen dreihundert Änderungen angebracht hatte, kleine und grössere Streichungen oder Ergänzungen respektive Neuformulierungen, dann auch Austausch einzelner Wörter. Die Verknappungen vor allem gegen das Ende führten – formal zumindest – ein Stück weit zu der kürzeren Urfassung von 1915 zurück. Ein besserer Schluss gelang ihm allerdings nicht. Fatal wirkt seine Neigung, den geschickten Wechsel von indirekter und direkter Rede zu eliminieren und stattdessen sehr viel mehr direkte Rede einzusetzen. Die Personen holen öfter – wie schon 1937 in der «Schicksalswiese» – zu langen monologartigen Reden aus, was die Lebendigkeit und Glaubwürdigkeit reduziert. Er änderte Personennamen ohne sichtlichen Grund oder liess gar einzelne Nebenfiguren ganz weg, was im Fall von Emil Tischberger mit seinen wiederkehrenden Auftritten ein Verlust ist.

Neues war zu verzeichnen unter den Erzählungen. «Liebe auf dem Land» heisst ein Band im Volksverlag von 1947. Er trägt den gleichen Titel wie ein Bändchen der Kleinen Feldpost-Reihe von 1943, enthält aber andere Texte. «Jakob und Anna» behandelt noch einmal die Liebe zweier Nachbarskinder, die erst auf Umwegen zusammenkommen. Wie im «Acker am Herrenweg» (Ebenhöch) ist es der Mann, der zu lange zögert. Auch das geschenkte blaue Osterei gab es schon in andern Prosatexten. Wahrscheinlich griff Huggenberger hier auf eine reale Liebesgeschichte zurück, nach einem Eintrag im Notizbuch zu schliessen: «Jakob und Anna. Wenn ich die Geschichte von J. und A. erzähle, wird kein Mensch herausfinden, wen es angeht. Es gibt viele, die ähnlich heissen und ähnliches erlebt haben. – Nichts bemerkenswert, als dass sie nie vergessen, sich zum Namenstag Glück zu wünschen, was wieder keine aussergewöhnliche Sache ist.»¹⁶ Zu den lebensklugen Frauenfiguren ist Lene zu rechnen, die Protagonistin in «Die Magd am See», ein weiteres Beispiel auch für Huggenbergers altes Thema, die weibliche Überlegenheit in Liebes-

dingen. «Verlobung auf Enzenruck» ist die Prosafassung von «Dur's Telephon», jenem erfolgreichen Einakter, der auch schon das eine und andere Motiv aus früheren Stücken einverleibt bekam. «Die verwechselten Bräute» geht vom Titel her ebenfalls auf ein beliebtes Theaterstück zurück und zieht das Thema dahingehend weiter, dass zwei junge Männer um zwei Schwestern werben, bis sie merken, dass beide eigentlich lieber die andere haben möchten. Huggenberger wiederholt die Marotte aus «Bauernbrot» von 1942, einzelne Wörter gesperrt zu setzen, um ihnen damit mehr Nachdruck zu verleihen.

Es hätte nahegelegen, nun auch für die Erzählungen ein einheitliches verlegerisches Dach beim Volksverlag zu suchen. Doch schon gegen Ende des Kriegs hatte Huggenberger den Huber-Verlag zu Neuauflagen der frühen Prosatexte gedrängt, er sprach von einer Bearbeitung, die er bereits begonnen habe. «Es ist mir im besondern daran gelegen, die Fremdwörter nach Möglichkeit auszumerzen.»¹⁷ Es war Verlagsleiter Hans Vetter, ein Neffe von Rudolf Huber, der Huggenberger von einer Wiederauflage abbrachte. Stattdessen wollte er, ähnlich wie zuvor mit Werken von Gotthelf, Bosshart, Lienert und Widmann, einen Einzelband mit den besten Erzählungen herausgegeben. Im Sommer 1947 schickte Huggenberger ein entsprechendes Manuskript, das er «Aus Dorf und Weiler» nannte. Genausowenig überzeugten die weiteren Titelvorschläge «Die Weisheit der Einfalt» und «Dorf- und Ackergeschichten». Vetter fand letzteres nur als Untertitel geeignet, er schlug vor «Der Ruf der Heimat». Dabei blieb es. Der Band übernahm vier der fünf Erzählungen aus dem «Ebenhöch» und vier der sechs aus den «Kleinen Leuten». Darunter befanden sich einige seiner besten Erzählungen: «Daniel Pfund», «Der Acker am Herrenweg» und «Jakob Spöndlis Glücksfall». Dass er aber seine

16 KBTG Hu Sch 91: Kleines Heft, «Br. d. H. u. I. F.»

17 STATG 8'405, 3/255: A. H. an Verlag Huber, 13.4.1946.

erste Erzählung «Der Hofbauer» (ursprünglich «Ölers Rose») und vor allem «Elsbeths Enttäuschungen» nicht in den Band aufnahm, muss überraschen, zumal er stattdessen mit «Holzschuhmacher» und «Der blinde Hannes» (früher «Am Heidenweiher») zwei wesentlich schwächere Texte berücksichtigte. Unverständlich ist vor allem, dass er die wenig überzeugende Geschichte «Die Scholle» – jetzt in «Der Ruf der Heimat» umbenannt – zur Titelgeschichte machte.

Auch im Volksverlag erschienen neu zusammengestellte Bände. Dabei wurde in «Liebe Frauen» von 1952 das einstige Thema der Sammlung verwischt, indem er die drei ursprünglichen Geschichten um eine beliebig wirkende Auswahl aus «Dorfgenossen» und aus «Heimliche Macht» ergänzte, darunter auch das rührselige «Mädli» mit dem neuen Titel «Späte Erfüllung». Ähnliche Probleme mit einer wenig überzeugenden Auswahl gab es im letzten dieser Sammelbände, «Das freundliche Jahr» von 1954. Berücksichtigt wurden insgesamt sieben Erzählungen aus «Heimliche Macht», «Der Kampf mit dem Leben» und «Dorfgenossen», teilweise mit veränderten Titeln. Hingegen fehlt ausgerechnet eine seiner besten Erzählungen, «Der verkehrte Jakob Stockauer».

Parallel dazu stellte Huggenberger einen Auswahlband seiner Gedichte zusammen, wobei er im Unterschied zu «Erntedank» (1939) nun auf alle seine Lyrikbände samt «Hinterm Pflug» zurückgreifen konnte, da Huber keine Ansprüche mehr geltend machte. Der Querschnitt, der auch einige neue Gedichte enthielt, erschien 1951 unter dem Titel «Der Bund mit dem Leben. Ausgewählte Gedichte». Er strebte sichtlich nach zeitloser Gültigkeit, die Gedichte zu Krieg und Frieden, zum Zeitgeschehen, hatte er praktisch alle ausgeschieden.

Die Ausgaben des Volksverlags strebten ein einheitliches Erscheinungsbild an, was aber nicht ganz gelang. Mehrfach stammten die Umschläge vom jungen Björn Hansen, der erstmals 1939 für «Ernte-

dank» eine Zeichnung geliefert hatte. Mit den Künstlern der früheren Jahre war der Kontakt abgebrochen, Huggenberger äusserte sich bei Gelegenheit grundsätzlich verärgert: ««De Tüfel hol d'Illustratore!» Eine Frau habe erst kürzlich wieder unmögliche Bilder zu einem seiner Bücher gezeichnet.»¹⁸ Das bezog sich auf den Thorbecke-Verlag und lag schon fünf Jahre zurück. Im Fall von Kreidolf verübelte Huggenberger nachhaltig die zu hohen Kosten.¹⁹ Die Freundschaft mit Otto Marquard hatte er über den politischen Differenzen der 1930er-Jahre einschlafen lassen. Darüber kann auch der Umschlag der Neuauflage von «Berg Höchst» (1949) nicht hinwegtäuschen. Huggenberger hatte als Eigentümer von Marquards Original ein Verfügungsrecht und musste deswegen mit dem Künstler nicht in Kontakt treten.

Für spätere Ausgaben im Volksverlag wurden fallweise zusätzliche Illustratoren zugezogen, so dass die Möglichkeit ungenutzt blieb, mit Björn Hansen ein erkennbares einheitliches Erscheinungsbild zu gewinnen. Die Auflagenhöhe blieb gering, sie betrug tausend bis zweitausend Stück; in der Rangliste von Huggenbergers Bestsellern blieben «Die Bauern von Steig», die 60 000 erreichten, mit gutem Recht an der Spitze, gefolgt von «Siebenacker» mit 52 000 und «Schicksalswiese» mit 42 000. «Höchst» und «Heinrich Lentz» wie auch die Erzählbände lagen deutlich dahinter zurück. Die kleinen humoristischen Schriften erreichten, wie bereits dargestellt, beachtliche Auflagenhöhen; der «Gewunderchratte» gehörte mit seinen 45 000 Stück zur Spitzengruppe.

Insgesamt ist festzuhalten, dass die späten Neuauflagen trotz des enormen Aufwands in vielem eine Qualitätsminderung bedeuteten. Hans Kägi

18 Carl Seelig: Alfred Huggenberger im Gespräch. Zum 85. Geburtstag des Dichters, in: Tages-Anzeiger, 20.12.1952.

19 So eine späte Reminiszenz von K. Stadelmann, Aargauer Tagblatt, 26.3.1960, Erinnerungen an einen Besuch beim Bauerndichter.

rühmte den «unermüdlich verbessernden Alfred Huggenberger», übergang aber die fragwürdigen Änderungen.²⁰ Anstelle einer Verbesserung stand vielfach nur Huggenbergers Unentschlossenheit, ein bemerkenswerter Mangel an Sensibilität gegenüber seiner eigenen Leistung. Dies hatte auch mit seiner Isoliertheit zu tun. Es war niemand zur Stelle, der ihn beraten oder wenigstens nachträglich kritisiert hätte. Der einzige, der ihn noch gelegentlich brieflich bei der Bearbeitung von Gedichten beriet, war Carl See- lig. Ernstzunehmende Besprechungen gab es schon lange nicht mehr.

Auf einen fragwürdigen Aspekt der späten Publikationen verweist die kleine Sammlung verbender Pressestimmen im Anhang von «Das freundliche Jahr». Die Auswahl solcher Zitate war Huggenberger immer wichtig gewesen. Nun übernahm er bedenkenlos die Stilisierung als Schollendichter. So liess er Eduard Korrodi sprechen: «Um die Scholle kreist sein Leben und schlingt sich sein Werk. Seine Wurzeln sind verklammert in die alemannische Heimat; aus dieser wachsen auch seine Bauerngestalten, Kinder der schweigsamen Besinnlichkeit und des starren Trotzes.» Schlimmer noch steht daneben Heinrich Federers qualifizierender Satz: «Blut schreibt von Blut.»²¹ Was schon 1914 problematisch war, wirkt nun unerträglich.

Im rechtsradikalen Umfeld

Die fragwürdigen Rückgriffe auf den Schollendichter waren keine zufälligen Fehlgriffe. Die Erfahrung der nationalsozialistischen Herrschaft hatte Huggenbergers Wachsamkeit gegenüber der Instrumentalisierung seines Werks nicht geschärft. Nach 1953, als die Einschränkung nationalsozialistisch gefärbter Aktivitäten in Österreich gelockert wurde, entstanden neue Verbindungen zu rechtsradikalen Publikationen, die sich mangels Quellen nur schwer qualifizie-

ren lassen. Noch unter aktivem Zutun Huggenbergers kam es ab 1955 zur Publikation von Gedichten und kleinen Prosatexten im «Herzhaften Hauskalender», einem Jahrbuch, das eine «Stiftung Soziales Friedenswerk – Freundeskreis zur Förderung begabter Jugend» in Salzburg herausgab.²² Neben mancherlei konservativen Autoren und Autorinnen publizierte dieses «Friedenswerk» wohlbekannte Nationalsozialisten, bis hin zu Bruno Brehm, Will Vesper und Gerhard Schumann, denen Huggenberger zuletzt in Weimar im Herbst 1942 begegnet war. Noch in den 1990er-Jahren, als alle Beteiligten längst gestorben waren, erschienen hier Texte von Alfred Huggenberger, was zuletzt wohl ungenehmigt geschehen sein mag.

Ab 1957 erschienen sporadisch Gedichte Huggenbergers (bis 1970 waren es acht) in einer weiteren rechtsradikalen österreichischen Publikation. Der «Eckartbote» war 1953 entstanden, Karl Cajka war einer der eifrigsten Autoren. Vielleicht hat er die erste Publikation aus Anlass des 90. Geburtstags initiiert, der dann weitere folgten. Dies kann allerdings nicht mehr über Huggenberger selbst gelaufen sein, der zu dieser Zeit nicht mehr handlungsfähig war. Der Volksverlag wäre die zuständige Adresse zur Erteilung von Abdruckrechten gewesen, die Unterlagen fehlen. Der Autorenkreis des «Eckartboten» präsentierte sich ähnlich wie beim «Herzhaften Hauskalender»: Bekannte Nationalsozialisten fanden sich mit konservativen Autoren verschiedener Färbung beisammen.²³ Dem Renommee Huggenbergers wäre es kaum förderlich gewesen, hätte der Vorgang in der Schweiz Beachtung gefunden.

20 Kägi, Genug ist nicht genug.

21 A. H., Das freundliche Jahr, Anhang.

22 Einzige Korrespondenz in KBTG Hu B Sch 44: 3.2.1955, Zusendung Belegexemplar. Texte von A. H. sind belegt für Jahrgänge 1955, 1962, 1968, 1969, 1994, 1995.

23 Eine systematische Auswertung der Autoren bei Reiter, Eckartbote.

49 Vom Nachlassen der Kräfte und einem stillen Ausklang

Mit seinem Gruss vom 26. Dezember 1951 verwirrte Alfred Huggenberger seinen österreichischen Brieffreund Karl Cajka. «Gestern habe ich nun meinen 85. Geburtstag ‹gefeiert›, wenn ich so sagen darf. Ich habe mich bemüht, am Schreibtisch einen Teil meiner Briefschulden abzahlten, bin aber dabei nicht sehr weit gekommen. Heute fange ich wieder an, wo ich aufgehört habe, obschon ich bei dem schönen Wetter viel lieber in den Wald ginge.»¹ Sein Geburtstag war nicht gestern gewesen, sondern eben an diesem Tag, und es war der vierundachtzigste. In kleinen Fehlleistungen kündigte sich die Schwäche des hohen Alters an. Vorläufig aber war er immer noch höchst aktiv und ging auch weiterhin auf seine Wanderungen, wenn auch mit reduziertem Radius. «Jetzt ist mein Sonntagsvergnügen wieder dasselbe, wie es dem 18jährigen Fant geschenkt war: ein Wandergang durch Dorf und Auen, und Heimkehr mit ein paar am Weg gefundenen Versen. Solange uns *diese* Rose blüht, wollen wir mit der Schickung zufrieden sein.»² Im Juni 1953 nahm er an den Jubiläumsfeierlichkeiten des Kantons Thurgau teil, die mit der Auf-führung einer «Heimatkantate» abschlossen: Chöre und Orchester präsentierten eine Auswahl von Johannes Zentners vertonter Gedichte Huggenbergers. Auswärts unterwegs war er nur noch selten, die Lesungen hatten aufgehört. Im Juli 1954 kamen Jan Thorbecke und das Ehepaar Baessler zu einem Abschiedsbesuch.³ Im November ging ein letzter Brief an Cajka. Im Dezember meldete sich der Verein ehemaliger landwirtschaftlicher Schüler Sursee und bat noch einmal um eine Lesung. Er zögerte sichtlich und sagte dann doch zu für den 15. Februar 1955 in Emmenbrücke bei Luzern.⁴ Es dürfte sein letzter Auftritt dieser Art gewesen sein.

Das Jahr 1955 – er stand im achtundachtzigsten Lebensjahr – brachte einen Einschnitt. Im August bekannte er Dino Larese: «Leider ist es mir mit dem besten Willen zur Zeit nicht möglich, ein neues Gedicht zu schaffen, das ganz vom vaterländischen Ge-

danken erfüllt wäre. Vielleicht kann Ihnen das eine oder andere der beiliegenden dienen [...]»⁵ Es finden sich kaum mehr Aufzeichnungen; eine letzte Notiz hält den Versand von Neujahrskarten fest, sie datiert von Anfang 1956. Freund Cajka bekam keine Antwort mehr von ihm; an seiner statt schrieb Bertha Huggenberger im März 1956. «Es ist schon so, wie Sie vermutet haben, mit Ihrem Freund stimmt etwas nicht mehr. Seit einem Jahr macht sich das hohe Alter bemerkbar, körperlich geht es ihm wohl noch recht gut, nur das Gehör ist nicht mehr in Ordnung. Der Geist aber will nicht mehr mitmachen, das Gedächtnis lässt nach, er lässt die Briefe unbeantwortet liegen. Er sieht leider nicht ein, dass er der Hilfe bedarf, ich muss die Briefe ohne sein Wissen beantworten. Er schläft sehr viel, auch tagsüber, der Arzt sagte mir, Arterienverkalkung sei Schuld an seinem Zustand. Sie sehen also, ein hohes Alter bringt Zustände mit sich, die auch für die Angehörigen nicht leicht zu tragen sind.»⁶ Ende des Jahres bestätigte sie, dass es ihrem Mann körperlich weiterhin gut gehe. «Er lebt noch gerne und findet nicht, dass bei ihm etwas nicht in Ordnung sei. Er geht jeden Sonntag ins Dorfwirtschaftshaus und trinkt dort seinen Wein. Wenn ich ihm sage, dass er die Briefe unbeantwortet liegen lasse, so behauptet er, dies sei nicht wahr, er habe noch jeden beantwortet.»⁷ Die letzten Wegabschnitte waren arm an äusseren Ereignissen. Im Dezember 1956 verschickte Bertha Huggenberger ein Exemplar von «Abendwanderung» und ihr Mann schrieb noch etwas hinein. Als Ende 1957 der neunzigste Geburtstag

1 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 26.12.1951.

2 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 14.4.1952.

3 Siehe KBTG Hu B 1028: Thorbecke an A. H., 19.6.1954.

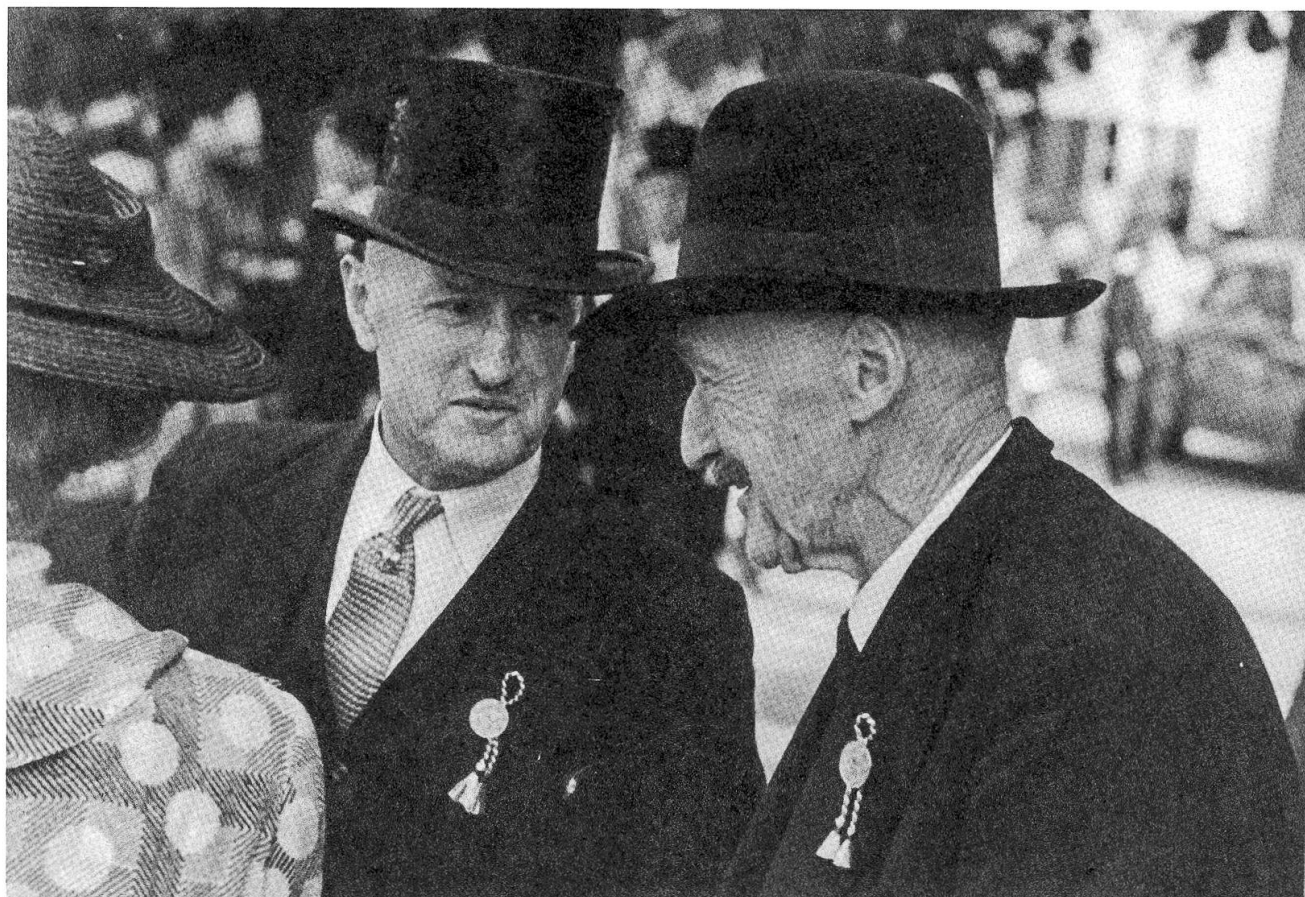
4 KBTG Hu B Sch 12: Verein ehemaliger Schüler an A. H., 14.12.1954; Sch 3: Franz Brugger an A. H. (2 Briefe).

5 KBTG Hu B Sch 38: A. H. an Dino Larese, 8.8.1955.

6 KBTG Hu B Sch 140: Bertha Huggenberger an Cajka, 14.3.1956.

7 Ebd.: Bertha Huggenberger an Cajka, 17.12.1956.

Abb. 113: Mit Bundesrat Philipp Etter am Jubiläumsfest des Kantons Thurgau, Juni 1953.



nahte, hatte sich der Zustand verschlechtert. «Es gibt Tage, wo er nicht mehr weiss, dass ich seine Frau bin», berichtete Bertha Huggenberger, «er meint dann, ich sei seine längst verstorbene älteste Schwester. Auch an seine vielen Freunde kann er sich nicht mehr erinnern, nur Jugenderlebnisse sind ihm noch im Gedächtnis geblieben. Zur Feder greift er längst nicht mehr, essen, schlafen und die Lokal-Zeitung lesen füllen seine Tage aus.»⁸

Anfang 1958 fand eine kleine Geburtstagsfeier in Amriswil statt, organisiert von Dino Larese. Im Stadttheater Winterthur veranstaltete die Literarische Vereinigung eine Feier, in Anwesenheit von Huggenberger und seinen Angehörigen, mit Musik, Ansprache von Hans Kägi und einer kleinen Theaterauffüh-

rung («Dur's Telephon») des Dramatischen Vereins Töss.⁹ Die Notiz von dem runden Geburtstag lief durch die schweizerische Presse, ausführlichere Berichte gab es fast nur noch in der Ostschweiz. Manche Lobredner verbreiteten, gegen ihren Willen, eine Stimmung tiefer Antiquiertheit, wenn der «Katholische Schweizerbauer» ausgerechnet den völkischen Autor Josef Nadler zitierte, um Huggenberger die Ehre zu erweisen.¹⁰ Die Zeitung verwendete Werbematerial, das Huggenberger selber einige Jahre zuvor

8 Ebd.: Bertha Huggenberger an Cajka, 20.11.1957.

9 Der Landbote, 13.1.1958.

10 KBTG Hu Z Sch 111/1: Katholischer Schweizerbauer: Zum 90. Geburtstag (ohne Datum).



bereitgestellt hatte.¹¹ Niemand sprach mehr von politischen Misshelligkeiten, die Zeit war nicht danach. Georg Thürer hielt die Festansprache in Amriswil, pries Huggenberger als Kundler und Dichter des Bauerntums, das nun leider so stark im Rückgang sei, und nahm auch Bezug auf den Hebel-Preis.¹² Eben hatte ihn Emanuel Stickelberger erhalten, der ebenfalls zur Feier erschienen war.

«An den Geburtstagsfeiern hat er *kein* Wort gesprochen», berichtet Bertha Huggenberger, «in Amriswil war seine Stimme zu hören, aber ab Tonband, eine Aufnahme, die vor einigen Jahren gemacht wurde. Es ist recht tragisch, dass ihm im hohen Alter der Geist getrübt wurde, zum Glück kommt ihm dies nicht so recht zum Bewusstsein. Wir leben hier in einem kleinen Dorf, da ist es recht einsam, wenn man

mit seinem Lebensgefährten keine Unterhaltung mehr pflegen kann. Zum Glück kommt meine Tochter meistens am Sonntag mit dem Auto zu uns auf einen kurzen Besuch. [...] Auch in Bewangen, dem Geburtsort meines Mannes, wird in nächster Nähe einmal die Autobahn vorbei führen, sie wird auch dort Unruhe in den stillen, abgelegenen Hof bringen.»¹³ Obwohl sie auch schon Ende siebzig war, besorgte sie immer noch allein den Haushalt, kümmerte sich um den Garten und pflanzte Gemüse. «Vater schneidet den Tännelihaag, meint er wohl es sei Frühling?», berichtete sie im Herbst 1959 ihrer Tochter. «Er sagt, er habe ihn auch etwa im Herbst geschnitten, aber das stimmt nicht.»¹⁴ Kaspar Freuler erinnerte sich: «Bei meinem letzten Besuch im vergangenen Dezember fand ich einen von der Last der 92 Jahre an Körper und Geist gebrochenen Mann, der mich kaum noch erkannte. Erst im letzten Augenblick, schon unter der Haustüre, brach der alte Schalk noch einmal durch; er zeigte auf einen im Blauen surrenden Flieger und meinte lächelnd wie in guten Tagen: «Da oben nimm ich jetzt dänn es Abonnemang!»»¹⁵

Anfang 1960 schrieb Bertha Huggenberger an Carl Seelig. ««Es war einmal» so beginnen die Märchen. An diese Worte denke ich, wenn ich den Lebenslauf meines Mannes betrachte. [...] Nun ist es still um ihn geworden, nur noch wenige greifen nach seinen Büchern. Ins Dorfwirtshaus geht er längst nicht mehr, er liest weder Zeitungen noch Bücher. Die Gegenwart interessiert ihn nicht mehr, nur aus seiner Jugendzeit erzählt er hie und da ein Erlebnis. Finan-

11 Auf dem Umschlag von A. H., *Der Bund mit dem Leben*.

12 KBTG Hu Z Sch 111/1: Georg Thürer, *Bauerntum – Dichtertum*, Mai 1959 (Zeitschrift nicht angegeben).

13 KBTG Hu B Sch 140: Bertha Huggenberger an Cajka, 15.12.1958.

14 KBTG Hu B Sch 41: Bertha Huggenberger an Martha Büchi, undatiert.

15 Glarner Nachrichten, 16.2.1960 (Erinnerungen an Alfred Huggenberger).

Abb. 115: Zum 90. Geburtstag eine Feier in Amriswil, mit Emanuel Stickelberger, Anfang 1958.



ziell hat ein alter Schriftsteller nichts zu lachen, da winkt keine Pension. Unsere 7 Jucharten¹⁶ Land bringen nur um 650 Fr. ein per Jahr, mit der monatlichen Übergangsrente von 113 Fr. ist dies das einzige sichere Einkommen. Um das nötige Geld zum Leben zu bekommen, haben wir 2 Jucharten Land und mehrere Jucharten Wald verkauft, und neulich habe ich auf unser Haus Geld von der Kantonalbank aufnehmen müssen. Ich bin vom Waisenamt als Beistand meines Mannes erklärt worden, damit meine Unterschrift rechtsgültig ist.»¹⁷ Sie hatte selber im September 1959 einen leichten Schlaganfall erlitten und war

unsicher, wie lang sie die Pflege noch würde leisten können. Wenige Wochen später trat dieser kritische Moment ein: Alfred Huggenberger erlitt einen leichten Unfall im Haus und gelangte nach kurzem Aufenthalt im Kantonsspital Frauenfeld in geschwächtem Zustand in die Thurgauische Pflegeanstalt St. Katharinenthal, Diessenhofen. Dort starb er am 14. Februar 1960.

16 Hier irrt sie sich, es muss sich um Hektaren handeln.

17 RWZ, NL Seelig B-02-Hugg: Bertha Huggenberger an Seelig, 8.1.1960.

Abb. 116: 54 Jahre gemeinsames Leben: Bertha und Alfred Huggenberger, 23. Dezember 1957.



«Fast so etwas wie ein Staatsbegräbnis» erhielt er nach dem Bericht der «Neuen Zürcher Zeitung», «schritt doch eine Delegation des Regierungsrats mit dem grün-weiss gewandeten Landesweibel [richtig: Standesweibel] in dem dunklen Zuge mit, eine Ehre, die bisher nur Verstorbenen zukam, die sich im politischen Leben besonders ausgezeichnet hatten.»¹⁸ Am Tag vor der Beerdigung war Neuschnee gefallen, auf dem Weg von Gerlikon über die Felder zur Kirche von Gachnang bewegte sich der Trauerzug durch eine tief verschneite Landschaft, wie Werner Weber stimmungsvoll beschreibt. «An der Spitze fahren die beiden Kranzwagen; die Pferde unter schwarzen Decken; sehr rot sind die Blumen in der schneegrauen Umgebung. Hinter dem Kranzwagen marschiert die Musik; der Fähnrich trägt die Fahne gesenkt. Dann kommt der Totenwagen und grad dahinter gehen die Angehörigen Huggenbergers. Das übrige Geleit wird vom Weibel des Standes Thurgau angeführt. Er ist im grün-weissen Mantel, trägt das Wappenschild links auf der Brust, im Arm den Stab und hat den Zweispitz auf dem Kopf. Und jetzt sieht man vorerst die Män-

ner: Regierungsherren, Leuten «von auswärts», in dunklen Wintermänteln, mit Zylinder oder Melone; Bauern im Sonntagsgewand, ohne Mantel und Halstuch; Soldaten in Uniform; jung und alt. Nach den Männern, am Schluss des Zuges, die Frauen und die Kinder; auch jung und alt.»¹⁹

Von Vergangenheit sprachen die Würdigungen. Dies galt für jene, die Huggenberger noch einmal als «Bauerndichter» aufleben liessen, wie auch für die sensibleren Stimmen, die ihn als Teil der schweizerischen Literaturgeschichte würdigten. «Als wir jung waren, und das ist schon eine Weile her», schrieb der 1902 geborene Lehrer und Literaturkritiker Otto Basler aus dem Aargau, «hatten drei Dichternamen einen besonderen Klang, und deren Träger, Josef Reinhart, Meinrad Lienert und Alfred Huggenberger, galten als würdige Vertreter der zeitgenössischen schweizerischen Dichtung.» Spitteler habe man mehr aus der Ferne wahrgenommen. «Reinhart, Lienert und Huggenberger aber waren erreichbar, und was sie schrieben, war verständlich, einfach, gradlinig und sprach unmittelbar an. Man hatte alle drei gesehen, vorlesen gehört und so eine abgerundete Vorstellung von dem gewonnen, was unter einem Dichter zu verstehen sei.»²⁰ Auch in der «Tat» ordnete ein ungenannter Verfasser – eventuell Erwin Jaeckle – Huggenberger ein: «Er gehörte zu der Generation, die um 1912 zum Zenit gelangte: zu Walser, Steffen, Moeschlin; Federer, Zahn, Maria Waser, Tavel, Ilg, Frey und andern. Es war eine reiche Zeit – man nahm sie als selbstverständlich hin.»²¹ Andere riefen seine hohe Bekanntheit in Erinnerung. «Wir alle kennen ja

18 Neue Zürcher Zeitung, 24.2.1960 (Bauernland und Industrie im Thurgau).

19 Werner Weber: Bericht über Huggenberger, in: Neue Zürcher Zeitung, 20.2.1960.

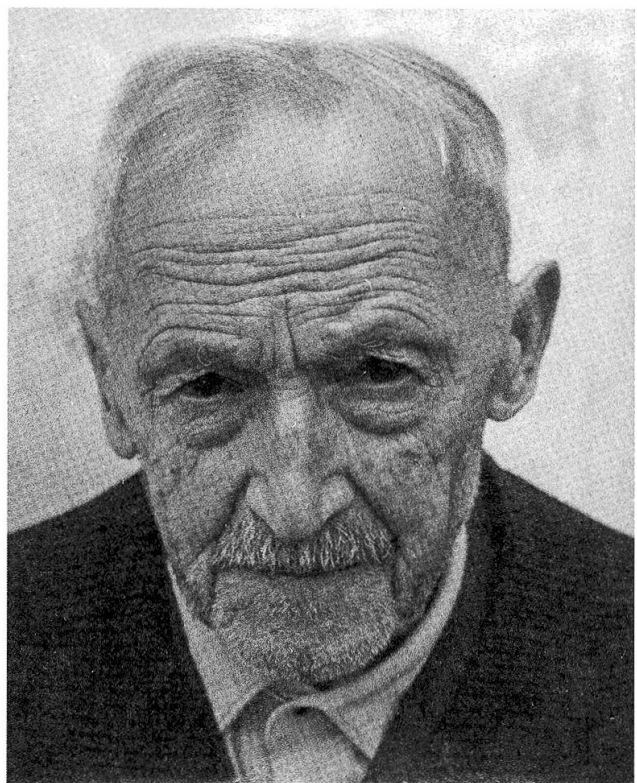
20 Basler, Zum Tode Alfred Huggenbergers, in: Schulblatt für die Kantone Aargau und Solothurn (79), Nr. 5, 4.3.1960, S. 53.

21 Die Tat, 16.2.1960 (Alfred Huggenberger).

Abb. 117: Die letzte Aufnahme, entstanden um die Jahreswende 1959/60.

irgendeines dieser Huggenberger-Gedichte, von denen man sagen kann, sie besäßen eine ganz eigene, unverkennbare, von Erdschwere und Ackergeruch erfüllte Melodie. [...] Solche Gedichte schrieb nur er, und sie werden, auch wenn sie im Tonfall und in ihrer ganzen Art die Anciennität des vergangenen Jahrhunderts atmen und der Welt Kellers, Meyers oder Liliencrons zugehören, [...] ihren Rang in der Literaturgeschichte behaupten.»²²

Die alten Querelen waren in diesem Moment kaum mehr spürbar, im Hintergrund wirkten sie aber doch. Kaspar Freuler, der zur Beerdigung aus dem Glarnerland gekommen war und namens des Zürcher Schriftstellervereins sprach, schrieb nachträglich an Willy Büchi, wie peinlich es ihn und die andern vier erschienenen Autoren berührt habe, dass der schweizerische Verband nicht offiziell vertreten war. «Auch die Trauerfamilie habe das sehr empfunden», das habe er dem Präsidenten, Hans Zbinden, geschrieben. «Er mag sich das hinter die Ohren schreiben, der gescheite Herr, der schon an manch weit minderer Gelegenheit lange Reden gehalten hat. Nun, deswegen bleibt Huggenberger doch einer der Besten unseres Schrifttums – mit oder ohne Segen der Bonzen.»²³ Im Auftrag des Schweizerischen Schriftstellervereins hatte der Redaktor der «Thurgauer Zeitung» und Schriftsteller Ernst Nägeli gesprochen. Er habe es recht gut gemacht, gestand ihm auch der knurrige Freuler zu. Nägeli bewunderte Huggenberger und hatte schon öfter über ihn geschrieben. An diesem Tag aber beschwor er die alten Klischees. Einem «gesunden Hausbrot» gleiche Huggenbergers «literarisches Gebäck, aus gutem Boden und gut-durchgeknetetem Teig aus einer Bauernbackmulde» stamme es. «Wenn wir solche Werke den beängstigenden Schöpfungen gegenüberstellen, welche die Schriftsteller der ersten Garnitur von heute uns vorsetzen, in denen der Zweifel, die Skepsis, der Ekel regieren, dann bekommen sie umso mehr gesunden Glanz.»²⁴



Der frühere Freund Otto Marquard hatte sich zuletzt Anfang 1958 bei Martha Büchi gemeldet. Über das Radio hatte er vom neunzigsten Geburtstag vernommen, ohne zu realisieren, dass die vertraute Stimme einer Tonkonserve entstammte. «Im Radio habe ich Deinen Vater gehört und merkte an seiner Stimme, dass er neunzig geworden ist, ich hätte ihm gerne die Hand gedrückt, aber der Saukrieg hat uns getrennt. [...] So meine liebe Frau Marta, grüssen Sie Ihren Vater und Ihre Mutter von mir, als alter Hofmaler, natürlich Bauernhof, Ihren Mann mit Kindern und die Schwiegereltern so sie noch leben! & das einstige Marteli Huggenberger. Otto Marquard &

22 Luzerner Tagblatt, 16.2.1960 («Ich möcht' nicht schlafen im Marmorsarg ...»).

23 KBTG Hu B Sch 41: Freuler an Willy Büchi, 20.2.1960.

24 Alfred Huggenberger 1867–1960, S. 31.

Abb. 118: Der Trauerzug unterwegs von Gerlikon nach Gachnang, 18. Februar 1960.



Familie.»²⁵ Dass da mehr im Spiel gewesen war als der «Saukrieg» zeigt eine private Notiz von 1960. In der Broschüre, die nach der Abdankung erschien, direkt neben dem Foto, das den Sarg vor dem offenen Grab und dem Halbkreis der Trauergäste zeigt, hielt Marquard, der nun auch auf die achtzig zuging, einige Gedanken fest, und Bitterkeit spricht aus seinen Worten: «Undank ist der Welt Lohn! Sein Ausspruch war oft: «60 Milionen Dütschi kaufen mehr Bücher – wie 5 Mill. Schwiezer!» (aber nur zu mir). Er hat mir seine Freundeshand entzogen & hat sie Göbbels gegeben. [gezeichnetes Hakenkreuz] Wo viel Licht ist – ist viel Schatten.»²⁶

Werner Weber hatte in der «Neuen Zürcher Zeitung» kurz den Hebel-Preis erwähnt, der Huggenberger vom «Reichsstatthalter» 1937 zugesprochen worden war, ohne den Punkt zu vertiefen. An Huggenbergers Qualität als guter Schweizer Patriot

könne gewiss niemand zweifeln. «Aber die Arglist einer Zeit, in welcher die Mystik von Blut und Boden den Terror gegenüber Eigentum und Leben stützte, hat den Schollendichter dann gestreift [...]»²⁷

25 KBTG Hu B Sch 44: Otto Marquard an Martha Büchi, 15.1.1958.

26 Alfred Huggenberger 1867–1960, mit handschriftlichen Notizen von Otto Marquard (Kopie aus NL Marquard, in: KBTG Hu B 675).

27 Werner Weber: Bericht über Huggenberger, in: Neue Zürcher Zeitung, 20.2.1960.

Abb. 119: Einzug nach Gachnang.



50 Nachwirken

In Extrabussen liessen sich am 24. Juni 1961 die Mitglieder der Carl-Heinrich-Ernst-Kunststiftung und der Literarischen Vereinigung vom Winterthurer Museumsplatz nach Oberschneit fahren, um auf Altwingert der Einweihung eines Denkmals für Alfred Huggenberger beizuwohnen. Auch aus den umliegenden Weilern waren zahlreiche Leute auf den ehemaligen Rebhügel gekommen. Neben der weithin sichtbaren jungen Linde wurde auf der Kuppel ein Findling enthüllt. Steinbänke waren installiert worden, auf dass man sich in Ruhe ein Bild von Huggenbergers lebenslänglichem Wirkungskreis machen können, wie Hans Kägi in seiner Ansprache detailliert erläuterte: zu Füssen die Höfe von Bewangen, Samuelsgrüt und Schneit, wo am Morgen nach der Brandnacht die kleine Martha geboren wurde. In der Mulde die drainierten Wiesen, hinter der kleinen Böschung ein paar Hausdächer des thurgauischen Bewangen, wo der junge Huggenberger einst «Studenten-Streiche», sein erstes Theaterstück, auf der selbst gezimmerten Bühne zur Uraufführung gebracht hatte. Oberhalb des kleinen Weilers, hinter dem Waldstück, müsste man sich Gerlikon denken, erklärte der kompetente Hans Kägi den Gästen. Anschliessend rezitierten Schulkinder aus Elgg in Sprechchören vier Gedichte von Huggenberger – «Das Höflein», «Leise Stunde», «Das Leben» und «Weggefährten» – und die Winterthurer Stadtsänger intonierten «Ein Tag ist neu erstanden» und «Durch das Dorf im Abendschein», passend zur äusseren Stimmung. In anbrechender Dämmerung fuhr die Autobusse mit den Gästen von Oberschneit auf den Sonnenberg, wo vor dem Schloss ein Apéro serviert wurde. Das Winterthurer Streichquartett spielte Haydn, es folgten Rezitationen des vielseitigen Radiomannes Hans Bänninger und die Uraufführung der Kantate «Wir Bauern» von Hans Lavater. Bei Kerzenlicht endlich sass man beim wohlverdienten Nachtessen. Unter den Gästen war auch «du»-Chefredaktor Arnold Kübler, der sich schreibend und

zeichnend mit dem «Huggenbergerland» auseinandergesetzt hatte.

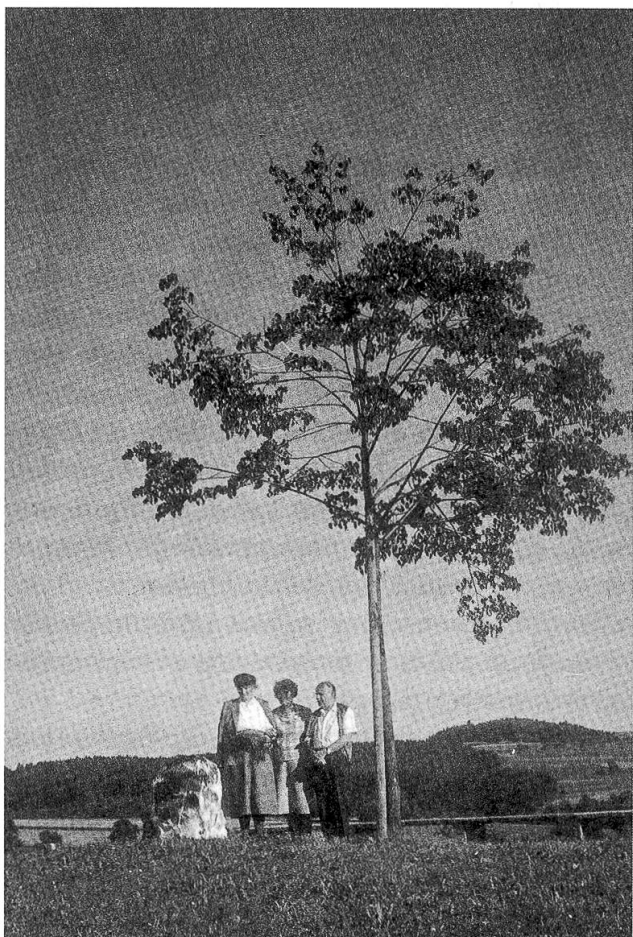
Drei Tage später kritisierte der Reporter im «Winterthurer Volksblatt», die wuchtige Fahnenstange mit der Schweizerflagge auf Altwingert wolle nicht so recht zum schlichten Denkmal passen.¹ Der Mast wurde bald darauf entfernt. Ein anderer Journalist bedauerte, dass das Gelände bei Bewangen schon bald von einer Autobahn durchschnitten werde. Der Findling hatte inzwischen eine Inschrift bekommen, Alfred Huggenberger wird «Dichter der Heimat» genannt: Eine merkwürdige Zuschreibung für einen Schriftsteller, der von Anfang an vor allem in Deutschland bekannt werden wollte.

Auch ausserhalb der Ostschweiz gab es den einen und anderen Gedenk Anlass. Der Zürcher Schriftstellerverein lud am 28. Oktober 1960 zu einer Veranstaltung ins Lavaterhaus ein; auch diesmal gab es einen Vortrag von Hans Kägi und Rezitationen von Hans Bänninger. Im November führte der Dramatische Verein Zürich im Theater am Neumarkt drei Mal den «Bollme» in gekürzter Fassung auf, die Inszenierung war am 3. Februar auch im Stadttheater Winterthur zu sehen. Im Radiostudio Basel wurde aus «Hinterm Haus im Gärtli» vorgelesen.² Fritz Klopstein bearbeitete für die Bieler Spielleute den «Bollme» als berndeutsche «Burekumedi i 3 Akte»; sie wurde im Volksverlag veröffentlicht und verschiedentlich nachgespielt. Noch immer wurden verschiedene Schwänke von Huggenberger aufgeführt und etliche seiner Gedichte neu vertont, namentlich von Paul Huber, Benedetg Dolf, Luc Balmer und Bruno Stöckli, genannt Nöggi, der «Me sött» für eine Kinderkassette aufnahm und das Lied später auf CD herausgab.

1 Verschiedene, zum Teil nicht identifizierbare Zeitungsausschnitte in: KBTG Hu Sch 127/8.

2 StAAG ZWA 2004.0027/0999: Radio Basel an Sauerländer 24.8.1961.

Abb. 120: Bertha Huggenberger mit Tochter Martha und Schwiegersohn Willy Büchi am 30. Juni 1964 beim Alfred-Huggenberger-Denkmal auf Altwingerten.



Schwierige Doppelrolle der Tochter

Kurz nach der Beerdigung ihres Mannes hatte Bertha Huggenberger einen Schlaganfall erlitten. Im folgenden Herbst zog sie zu ihrer Tochter nach Elgg. Das Haus in Gerlikon wurde umgebaut, es erhielt eine Zentralheizung und ein Badezimmer. Die Scheune diente weiterhin einem benachbarten Bauern als Geräteraum. Das einstige Arbeitszimmer Huggenbergers wurde unverändert belassen, als Aufbewahrungsort der schriftstellerischen Hinterlassenschaft und zugleich als eine Art Museum. Die künftigen Mieter verpflichteten sich, Interessierten Zutritt ins Haus zu gewähren, Huggenbergers Bücher zu ver-

kaufen und den grossen Garten in seinem Sinn zu pflegen. Der Zulauf sei nicht gross, aber doch konstant gewesen, jedes Jahr zumindest ein Dutzend Besucher: Wanderer, ältere Personen vor allem, ab und zu eine Schulklasse, und oft seien Neugierige am Gartenhag gestanden und hätten heraufgeschaut, erinnert sich Kurt Walter, der mit seiner Familie ab 1975 neun Jahre lang im Huggenberger-Haus wohnte. Martha Büchi sei einmal im Monat nach Gerlikon gekommen, um die Miete einzuziehen, sie habe sich nach dem Absatz der Bücher erkundigt und gern von ihrem Vater erzählt.³

Wegen der Krankheit ihrer Mutter war Martha Büchi unversehens die Rolle der Nachlassverwalterin zugefallen, nebst ihrer Arbeit im Familienbetrieb. Als verlässliche Stütze erledigte sie die Büroarbeiten für die Druckerei, korrigierte die Zeitungstexte und betätigte sich oft als Regionalreporterin. Wie von selbst war sie ins Schreiben hineingeraten, mit dem Selbstbewusstsein, die Tochter eines anerkannten Schriftstellers zu sein. Im Lauf der Jahre hatte sich das Kleinunternehmen vergrössert: Zum «Winterthurer Volksblatt» waren in den 1930er-Jahren die «Aadorfer Zeitung» und der «Anzeiger von Wängi und Umgebung» dazugekommen, 1946 überdies die eigens gegründete «Schweizerische Theaterzeitung», die mittlerweile monatlich in zwei Ausgaben erschien, die eine für die Berufsbühnen, die andere fürs Laientheater. Mit letzterem war Willy Büchi persönlich sehr verbunden, von Anfang an hatte er sich in seinem Volksverlag auf dramatische Literatur spezialisiert, inzwischen machte er Beratungen für spielfreudige Vereine. Dass in Elgg auch die Huggenberger-Bücher aus dem Staackmann-Verlag neu aufgelegt wurden, ist auf die spezielle Familienkonstellation zurückzuführen.

³ Mündliche Auskunft von Kurt und Susanne Walter, 11.2.2012.

Als Nachlassverwalterin wurde Martha Büchi auch zur Ansprechperson der Verlagshäuser Huber und Sauerländer. Es waren keine angenehmen Kontakte. Schon zu Lebzeiten von Alfred Huggenberger hatte man in Frauenfeld und Aarau damit begonnen, schlecht laufende Bücher zu verramschen. So wollte der Huber-Verlag seit längerem das Jugendbuch «Aus meinem Sommergarten» loswerden. Weil auf seine diesbezüglichen Ankündigungen weder Alfred noch Bertha Huggenberger reagiert hatten, wandte Hans Vetter sich an die Büchis mit dem Angebot, dem Volksverlag die 1645 Restexemplare gegen eine Pauschale von 650 Franken abzutreten. Hin und her gerissen zwischen Geschäftssinn und Pietät für ihren Vater, erklärte sich Martha Büchi bereit, vorerst zweihundert Exemplare zu übernehmen. Laut Offerte hatte sie dafür 140 Franken zu bezahlen.⁴ Für sie war es ein unlösbarer Konflikt: Als Tochter nahm sie sich gerne gerade der verschupften Bücher ihres Vaters an, während sie als Verlegerin nun entschieden die Auswahl für eine profilierte Reihe von Neuausgaben hätte vorantreiben müssen.

Inzwischen war in Aarau mit Hans R. Sauerländer ein Vertreter der nächsten Generation mit der Führung des Familienunternehmens betraut worden. Er beabsichtigte von Anfang an, das riesige Sortiment zu straffen, um die hohen Lagerkosten reduzieren zu können. Vergeblich hatte er versucht, die Restauflage von «Chom mer wänd i d' Haselnuss» und «Underem Zwerglibaum» einer Lehrerorganisation zu verkaufen, wie er Martha Büchi mitteilte. Deshalb wollte er jetzt die beiden Jugendbücher dem Volksverlag zu einem günstigen Preis überlassen oder sie andernfalls zu denselben Konditionen einem Grossantiquariat weiterreichen. Auf einen solchen Handel wollte Willy Büchi nicht eingehen. Er plädierte für eine Mischrechnung und zeigte sich bereit, die Hälfte der rund tausend «Zwerglibaum»-Exemplare zu kaufen, vorausgesetzt, dass die andere Hälfte finanziell abgeschrieben und makuliert werde. Auf diese Weise teile

man sich den Verlust, was eigentlich eine Selbstverständlichkeit wäre, zumal das Haus Sauerländer seinerzeit an Huggenberger gut verdient habe, rechnete Büchi dem Jungverleger vor: «Wir springen ja selbst nur ein, um unsern guten Willen zu zeigen. Dass es für uns kein Geschäft ist, wissen Sie ja am besten.»⁵

Vier Jahre später begann Sauerländer auch, einzelne Theaterstücke abzustossen. Der Volksverlag konnte sich vorerst unentgeltlich mit den Restbeständen von «De modern Betrieb», «En füürige Liebhaber», «Sie sait: Nei!», «Drü gueti Werk» und «Sie händ wieder Eine» eindecken, was gut in die Elgger Verlagspolitik passte. Gerne ging Martha Büchi deshalb auf das Angebot ein, mit einer Entschuldigung für die etwas verspätete Antwort: «Wegen Personal-mangel sind wir sehr mit Arbeit überlastet und das «Übermarke» hat mich nun so weit gebracht, dass ich einen Monat aussetzen muss. Mutter ist mit ihren 84 Jahren bald noch zäher als ich.»⁶

Es war der letzte Geburtstag, den Bertha Huggenberger am darauffolgenden Silvester feiern konnte. Sie starb am 17. April 1967. Man habe immer wieder staunen müssen «über ihre Belesenheit, ihren Kunstsinn und ihr sicheres Urteil», heisst es etwas gönnerhaft in einem Zeitungsnachruf;⁷ unerwähnt blieb hingegen, dass sie es gewesen war, die abgesehen von der Waldarbeit den Bauernhof in Gerlikon hauptsächlich geführt hatte.

Im Jubiläumsjahr

Es entbehrt nicht einer gewissen Merkwürdigkeit, dass der Tod von Bertha Huggenberger mit der Zeit

4 StATG 8'405, 3/255: Hans Vetter an Willy Büchi, 7.1.1955; Hans Vetter an Martha Büchi, 29.11.1958.

5 StAAG ZWA 2004.0027/0999: Willy Büchi an Hans R. Sauerländer, 1.8.1962.

6 Ebd.: Martha Büchi an Sauerländer, 16.5.1966.

7 Thurgauer Zeitung, 22.4.1967.

der Vorbereitungen zum hundertsten Geburtstag ihres Mannes zusammenfiel. Ausdrücklich als Vorfeier zum Jubiläum veranstaltete die Kulturkommission des Landwirtschaftlichen Kantonalverbands am 12. Januar 1967 eine Huggenberger-Ehrung in Frauenfeld, mit einer Einführung von Lehrer Hans Brauchli aus Andwil und einer Rede von Ernst Nägeli. Verschiedene Chöre aus Wigoltingen sangen Kompositionen von Ernst Wegmann und spielten den unverwüstlichen «Bollme». Im Lauf des Sommers sichtete Dino Larese im Gerlikoner Nachlass zahlreiche Manuskripte, Notizheftchen und Fotos für eine Gedenkausstellung, die am 1. November im ehemaligen Volkshaus an der Bahnhofstrasse in Amriswil eröffnet wurde. An der Vernissage präsentierte Larese auch eine Schallplatte, die er aus seinen Radiogesprächen mit Alfred Huggenberger zusammengestellt hatte. Dieses Dokument wurde später auf CD überspielt.

Die offizielle Feier richtete am 17. Dezember der Kunstverein Frauenfeld im Rathaus aus. Ein eher intimes Fest fand zwei Wochen später im Schulhaus Gerlikon statt, mit einem Nonstopprogramm, bestehend aus 28 Nummern: Liedern, Gedichten und kleinen Szenen. Am Schluss schenkte Martha Büchi allen Schulkindern ein Buch ihres Vaters, aus den Vorräten wahrscheinlich, die sie sich mit den Restbeständen hatte anlegen müssen. Weitere Geschenke gab es von der Landwirtschaftlichen Genossenschaft und einem anonymen Spender.

Unterdessen waren einige Geburtstagsartikel erschienen. Sie zeugen von schwindendem Interesse. In den führenden Zürcher Zeitungen sind keine Würdigungen erschienen, auch in Basel nicht. Am Radio sprach Dino Larese, die Thurgauer Presse sowie die Blätter der angrenzenden Regionen brachten ausführliche Beiträge, ohne jedoch etwas Neues über Leben und Werk von Huggenberger zu behandeln. Die heiklen Themen blieben unerwähnt.

Ein bewegtes Jubiläumsjahr also, doch ausgerechnet die Hauptaktivität löste bei den Büchis wenig

Freude aus. Seit langem schon hatte sich Hans Brauchli neben seiner Lehrtätigkeit mit Alfred Huggenberger beschäftigt und eine umfangreiche Gedenkausgabe vorbereitet. Das Projekt erhielt kantonale finanzielle Zuwendungen aus dem kantonalen Lotteriefonds, was bedeutete, dass die Bücher in einem Thurgauer Verlag zu erscheinen hatten. Als Mitglied der Lehrmittelkommission hatte Brauchli verschiedentlich mit dem Weinfelder Druckereibesitzer Rudolf Mühlemann zusammengearbeitet, dessen Kleinunternehmen, die Wolfau-Druck, mit dem Fotobuch «Thurgau» von Hans Baumgartner bekannt wurde und sich mit Bildbänden zum Werk von Adolf Dietrich weit über die Ostschweiz hinaus einen Namen machen sollte. Ausserdem bot die Weinfelder Lösung den Vorteil, dass sich Hans Brauchli für seine Edition nicht an die sogenannten Fassungen letzter Hand zu halten hatte, wie dies die Büchis in ihren Neuauflagen prinzipiell praktiziert hatten. Sie taten es mit einer Loyalität, die Alfred Huggenberger nicht immer zum Vorteil gereichte.

Brauchli verzichtete in seiner vierbändigen Ausgabe auf eine Begründung der Auswahl. Bei den Romanen entschied er sich zweifellos zugunsten der Qualität. «Die Bauern von Steig» und «Die Frauen von Siebenacker» zeugen von einem guten literarischen Urteil. Von den zwei weiteren Bänden ist einer den Erzählungen, der andere den Gedichten gewidmet. Hier liess der Herausgeber sich offensichtlich vom Gedanken leiten, einen repräsentativen Querschnitt zusammenzustellen. Die ausgewählten Erzählungen folgen in der Anordnung zum einen der Chronologie, beginnend mit «Daniel Pfund» (aus den «Kleinen Leuten» von 1909) bis zu «Jakob und Anna», entnommen dem Band «Liebe auf dem Land» (1947). Zusätzlich achtete er darauf, dass mit «Eia, Weihnacht» zumindest ansatzweise auch Texte aus den Kinderbüchern berücksichtigt und mit «Liesi» sowie «Blick ins Leben» die Jugenderinnerungen ebenfalls einbezogen wurden.

Am schwierigsten ist ein Konzept für den Gedichtband auszumachen. Es gibt hier, entgegen den Praktiken von Huggenberger, keinerlei ausdrückliche Gruppierungen. Die 185 Gedichte sind auch nicht chronologisch geordnet. Zwar folgt ein grösserer Komplex dem jahreszeitlichen Zyklus (Seite 37–86), verschiedene Gedichte am Schluss des Bands beschäftigen sich mit dem Alter (Seite 220–228), weitere thematische Blöcke gibt es jedoch nur ansatzweise. Unübersehbar ist, dass Brauchli weder die Humoresken noch eindeutig politische Gedichte berücksichtigte, im Bemühen vermutlich, Huggenberger als zeitlosen Dichter zu würdigen. Es war dann allerdings nicht die Lyrik, sondern der Geschichtenband, der als erster nachgedruckt werden musste. Wobei festzuhalten ist, dass keine der Auflagen mehr als tausend Exemplare betrug.⁸

Langwierige Lösung für Verlag und Nachlass

In der Eröffnungsrede der Amriswiler Ausstellung im November 1967 hatte Dino Larese erstmals den Vorschlag gemacht, einen Förderverein für Alfred Huggenberger zu gründen. Und er war es vermutlich auch, der anlässlich der Materialbeschaffung in Gerlikon mit Martha Büchi auf die Zukunft des Nachlasses zu sprechen kam. Er tat dies offenbar erfolgreich, denn bereits 1968 gab es erste informelle Kontakte mit der Thurgauer Regierung, worauf im Parterre der Kantonsbibliothek in Frauenfeld eine Huggenberger-Stube eingerichtet wurde.⁹ Der schön klingende Name soll allerdings nicht den Eindruck erwecken, es habe sich um eine Art Museum gehandelt. Es war ein schlauchartiger Raum mit nur einem Fenster; an einer der Längswände waren Büchergestelle und Wand-schränke für die sachgerechte Aufbewahrung des Nachlasses eingebaut worden. Noch standen sie leer, und die vorgesehenen Arbeitsplätze für Forschende wurden vorderhand von Bibliotheksangestellten als

Bürotische benutzt. Mitte der 1970er-Jahre traf eine erste Tranche aus Gerlikon ein, neben zahlreichen Büchern waren es rund 2800 Briefe sowie ein paar persönliche Papiere, die auf Betreiben von Kantonsbibliothekar Walter Schmid unverzüglich von der jungen Rosmary Küng im Rahmen einer Diplomarbeit erschlossen wurden.

Weitere Lieferungen aus dem immer noch in Gerlikon gelagerten grösseren Teil des Nachlasses liessen auf sich warten. Martha Büchi war beruflich stärker belastet als erwartet. Ursprünglich war vorgesehen, dass die beiden Söhne Willi und Alfred den Elgger Familienbetrieb übernehmen würden. Die Voraussetzungen waren gut, der eine war Setzer geworden, der andere Drucker. Dann aber entschieden sie sich für andere Berufsziele, sie hatten ihre Familien und gingen eigene Wege. Streit gab es nicht, die Eltern suchten nach einer Lösung. Auf Anfang 1970 verkauften sie ihr gesamtes Unternehmen an Arthur Spring aus Eschlikon, einen Fabrikanten, der sich zusammen mit seinem Bruder auf die Produktion von Rechauds spezialisiert hatte. Daneben machte er es sich zur Aufgabe, die Gegend zwischen Elgg, dem Hörnli und Wil, auch Tannzapfenland genannt, publizistisch zu bedienen.

Die Dinge entwickelten sich anders, als die Büchis es sich vorgestellt hatten. Wohl interessierte sich Spring für zwei ihrer Zeitungen, die «Aadorfer Zeitung» und den «Anzeiger von Wängi und Umgebung», die er beide mit dem zuvor erworbenen «Volksblatt vom Hörnli» zur neuen «Regional-Zeitung» für den Hinterthurgau fusionierte.¹⁰ Für die Druckerei in Elgg fand Spring keine Verwendung, er veräusserte das Grundstück und liess das «Winterthurer Volksblatt» eingehen, nachdem «Der Landbote» die Rechte erworben hatte. Auch der Volks-

8 Mündliche Auskunft von Christof Mühlemann, 17.1.2012.

9 Küng, Aufarbeitung, S. 9.

10 Schoop, Kanton Thurgau, S. 425 und S. 412–414.

verlag wurde von Spring weiterverkauft und wechselte in den nächsten Jahren mehrmals den Besitzer.¹¹

Als Willy Büchi sein Lebenswerk bedroht sah, gründete er, mit seinen zweiundsiebzig Jahren, die «Elgger Zeitung». Gedruckt wurde sie in Turbenthal. Martha Büchi erledigte auch für das neue Blatt die Korrekturen und verfasste Berichte zum lokalen Geschehen. Ausserdem war sie mit Lesungen aus dem Werk ihres Vaters unterwegs, dabei benutzte sie Dias sowie Tonbandaufnahmen von der Sprechplatte, die Larese gemacht hatte.¹²

Als Willy Büchi am 30. September 1980 nach längerer Krankheit starb, hatte er für die Zukunft der «Elgger Zeitung» eine tragfähige Lösung gefunden. Sein Engagement wurde überregional gewürdigt.¹³ Dank seiner guten Beziehungen zur Laientheaterszene und speziell zu Rudolf Stalder war es ihm gelungen, die Bernische Gesellschaft für das Volkstheater zum Kauf des Volksverlags zu bewegen. Das Unternehmen nannte sich nun teaterverlag elgg und übernahm bald darauf alle Restposten sowie die Rechte sämtlicher Theaterstücke von Sauerländer und der Verlage Francke in Bern, E. Kuhn in Biel, Fischer in Münsingen und Rex in Luzern.¹⁴ Seit 1987 ist das Unternehmen in Belp domiziliert, es wurde im Dezember 1996 zu einer Stiftung umgebaut und bietet heute eine Backlist von über 10 000 schweizerischen Theaterstücken sowie Beratungen für Laiensembles an.¹⁵ In einer Nische sind alle vierzehn der heute noch vorrätigen Bücher von Alfred Huggenberger ausgestellt. Es mutet grotesk an, dass er, der jahrzehntelang versuchte, seine verschiedenen Geschäftsbeziehungen zu optimieren, zuletzt in einem Theaterverlag landete.

Martha Büchi zog bald nach dem Tod ihres Mannes in ein Altersheim. Schriftliche Verfügungen zum Nachlass des Vaters hatte sie nicht gemacht, wie ein Mitarbeiter der Thurgauischen Denkmalpflege besorgt feststellte.¹⁶ Er regte an, das Haus in Gerlikon

zusammen mit dem gesamten Nachlass in eine Stiftung zu überführen, um dann in einem nächsten Schritt das umfangreiche Material zu sichten und zu ordnen. Dies hätte konsequenterweise bedeutet, das Huggenberger-Haus sowohl als Museum wie als Forschungsstätte zu betreiben, eine Idee, die allerdings nicht weiterverfolgt wurde.

Aus gesundheitlichen Gründen konnte Martha Büchi sich auf solche Modelle nicht einlassen. Sie starb am 24. Februar 1985. Im folgenden Jahr wurde das Haus in Gerlikon endgültig geräumt und verkauft. Über die restliche, weit grössere Tranche des Nachlasses hatten die beiden Enkel, Willi und Alfred Büchi, mit dem Kanton Thurgau einen Vertrag abgeschlossen. Es handelte sich um zwei Dutzend grosse Schachteln mit Manuskripten, Zeitungsausschnitten und rund 5300 Briefen und weiteres ungeordnetes Schriftgut, ferner um eine Gipsbüste, Fotografien, Bilder, Zeichnungen, Bücher und diverse Möbelstücke aus dem Arbeitszimmer von Alfred Huggenberger.¹⁷ Der schriftliche und grösstenteils auch der bildnerische Teil der Hinterlassenschaft wurde dem Nachlass in der Kantonsbibliothek Thurgau einverleibt und von Christine Schaller rudimentär erschlossen. Ausserdem setzte sie sich in ihrer Diplomarbeit mit möglichen Vorbildern für kleine Dichter-Gedenk-

11 Archiv tve: Vertrag zwischen Martha Büchi und Volksverlag/Buchdruckerei Elgg AG vom 20.6.1972, sowie StAAG Zwa 2004.0027/0999: Leo Gantenbein an Rosmarie Bühler, 12.12.1983.

12 KBTG Hu Sch 37: Hotel Nollen, 1.2.1976; Elgger Zeitung, 1.10.1980; Lutz, Elgger Zeitung.

13 Neue Zürcher Zeitung, 7.10.1980.

14 Theaterlexikon, Bd. 3, S. 1894.

15 Siehe auch www.theaterverlage.ch.

16 StATG 8'941, 5.2.2/8: Memorandum Werner Hertrich (Amt für Denkmalpflege des Kantons Thurgau) zuhanden seines Chefs Alfons Raimann (Amt für Denkmalpflege), 6.5.1984.

17 StATG 3'00'708: Regierungsratsbeschluss Nr. 1178 vom 9.7.1985; Schaller, Huggenberger-Nachlass, S. 9–10.

Abb. 121 und 122: Die Huggenbergerstube im Greuterhof, Islikon.



stätten auseinander.¹⁸ Ihre Vorschläge fanden Verwendung, als auf Initiative von Hans Jossi im Greuterhof in Islikon ein Alfred-Huggenberger-Zimmer eingerichtet wurde, mit einer Spende des Frauenfelder Kiwanis-Clubs und dem Mobiliar aus Gerlikon als Dauerleihgabe. Die Eröffnung fand am 8. März

1988 statt, in der Folge gab es, nach den Fotos zu schliessen, verschiedene Umstellungen.¹⁹ Bis heute kann das Zimmer auf Anmeldung besichtigt werden.

18 Schaller, Huggenberger-Nachlass, S. 29–65.

19 Der Greuterhof, Juni 1988, ohne Seitenzahl.



Verschiebung der Interessen

Als 1967 die vierbändige Gedenkausgabe von Hans Brauchli erschien, war das Interesse an Literatur über Bauern verschwindend klein. Auch orientierten die Lesebedürfnisse sich stark an zeitgenössischen Stoff-

fen. So setzte 1964 die dicke Anthologie «Bestand und Versuch» zur Schweizer Literatur zwar in der Zwischenkriegszeit an, befasste sich aber schwerpunktmässig mit dem «Schweizer Schrifttum der Gegenwart». In der Bundesrepublik Deutschland waren Wörter wie «Scholle» und «Heimat» aus

naheliegenden Gründen höchst umstritten, Bauern als künstlerisches Thema weitgehend tabuisiert. Es dauerte viele Jahre, bis junge Autoren wie Franz Xaver Kroetz damit begannen, auf eine neue Weise über Bauern zu schreiben. Sein Aufsehen erregendes Fragment «Bauern sterben» wurde 1985 in den Münchner Kammerspielen uraufgeführt. Ein Jahr zuvor unterhielten sich an den Solothurner Literaturtagen die Autoren Ernst Därendinger, Heinz Stalder, Beat Sterchi und Werner Wüthrich in einem abendfüllenden Podiumsgespräch über die Bauern in ihren Büchern.²⁰

Das neuerliche Interesse war absehbar. Seit Mitte der siebziger Jahre verbreitete sich im deutschsprachigen Raum sehr rasch eine Bewegung, die Werte wie Heimat nicht mehr den konservativen und reaktionären Kreisen überlassen wollte. Auch die Literatur aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde unter neuen Gesichtspunkten gesichtet. Thematisch hätte Huggenberger mit den «Bauern von Steig» oder einigen seiner Geschichten über Knechte und ledige Frauen gut in dieses Konzept gepasst, ähnlich wie «Die Schattmattbauern» von C. A. Loosli oder «Der schwarze Tanner» und «Die graue March» von Meinrad Inglin. Doch eine Beschäftigung mit Huggenberger drängte sich vorerst nicht auf. Die gesellschaftspolitisch orientierten neuen Verlagsskollektive interessierten sich für engagierte Schriftstellerpersönlichkeiten und aufregende Lebensgeschichten, edierten Werkausgaben von Jakob Bühler, Blaise Cendrars, Friedrich Glauser.

Damit ist eine deutschschweizerische Spezialität angesprochen. In der hiesigen Variante verband sich die Heimatbewegung mit literarischen Ausgrabungen, einer breit angelegten Aktivität sogenannter Wiederentdeckungen. Erinnerung sei an Dieter Fringelis «Dichter im Abseits» von 1972 und den Nachfolgeband «Von Spitteler zu Muschg». Um 1980 erreichten die Bestrebungen ihren Höhepunkt, es erschienen zwei Lesebücher, Beatrice von Matts «Unruhige

Landsleute. Schweizer Erzähler zwischen Keller und Frisch» sowie «Grenzgänge. Literatur aus der Schweiz 1935–45» von Hans Rudolf Hilty. Überdies brachte Werner Weber zusammen mit Studierenden der Universität die biografische Sammlung «Helvetische Steckbriefe» über weitgehend vergessene Deutschschweizer Schriftsteller heraus. Und in denselben Zeitraum fällt das beispiellose Editionsprojekt «Frühling der Gegenwart», das Charles Linsmayer in Zusammenarbeit mit dem Buchclub Ex Libris realisierte: 27 Romane und drei Erzählbände aus der Deutschschweiz der Jahre 1890 bis 1950. In den «Unruhigen Landleuten» ist Alfred Huggenberger mit einem Ausschnitt aus dem «Lentz», im «Frühling der Gegenwart»-Projekt lediglich mit der kurzen Erzählung «Liesi» vertreten. Herausgeber Linsmayer thematisiert in einem Nachwort seine Vorbehalte gegen die Heimatkunst im Allgemeinen und speziell gegen deren affirmative Wahrnehmung seitens der zeitgenössischen Germanistik und Literaturkritik.²¹ Es kann deshalb nicht erstaunen, dass Alfred Huggenberger auch keinen Zutritt fand zur «Literaturszene Schweiz», die Linsmayer in 157 Kurzporträts skizziert hat.

Wie gründlich er sich gleichwohl mit Leben und Werk von Alfred Huggenberger auseinandergesetzt hatte, zeigt sich in einem Lexikoneintrag. Überzeugend ist sowohl Linsmayers literarisches Urteil (anhand der von ihm genannten Hauptwerke) als auch die politische Charakterisierung: «Es gehört zu den trag. Momenten seines Lebens, dass er der Versuchung nicht widerstand u. sich zum Instrument einer Politik machen liess, die ihm im Grunde fremd war: 1937 nahm er den Johann-Peter-Hebel-Preis entgegen u. ließ sich von Goebbels dazu gratulieren, 1942 wurde er Ehrensator der Deutschen Akade-

20 Rea Brändle: Wie lässt sich heute über Bauern schreiben, in: Tages-Anzeiger Magazin, 26.5.1984, S. 9–15.

21 Linsmayer, Erzählungen 1, S. 465–473.

mie in München.»²² Ähnlich lautete zwei Jahre später sein Text im «Schweizer Lexikon», wo er Huggenberger attestiert, er habe sich als eher «naives Gemüt von den NS-Kulturpolitikern prakt. widerstandslos als Repräsentationsfigur für die (dann doch grundsätzl. andersgeartete) «Blut- und-Boden-Literatur» benützen» lassen.²³

In den deutschen Nachschlagewerken erhielt das Politische bei Huggenberger keine Brisanz, doch es gab eine unübersehbare Tendenz. So würdigte das «Deutsche Literatur-Lexikon» in seiner dritten, völlig überarbeiteten Auflage von 1981 Huggenberger noch mit über zweieinhalb Seiten; die Preise aus der NS-Zeit sind zwar aufgelistet, aber nicht explizit als solche bezeichnet. Im «Literatur Brockhaus» von 1988 bekam er knapp zwanzig Zeilen, wobei die Auflistung der wichtigsten Werke und der Sekundärliteratur am meisten Platz beanspruchte.²⁴ In «Kindlers Neuem Literatur-Lexikon» wurde Huggenberger in einem einspaltigen Eintrag mit Heinrich Federer, Ernst Zahn, Jakob Christoph Heer und Jakob Schaffner zu den «erfolgreichsten Vertretern des Bauern- und Heimatromans in der ersten Hälfte des 20. Jh.s» gezählt. Dadurch, dass zwischen diesem knappen Einführungssatz und einer abrundenden Schlussbemerkung einzig «Die Bauern von Steig» zur Sprache kommen, wird eine stark inhaltliche Gewichtung vorgenommen.²⁵ In der dritten Auflage des «Kindlers» von 2009 kommt Huggenberger nicht mehr vor. In der Neuauflage des gleichzeitig erschienenen «Killy Literaturlexikon» ist der Artikel von Linsmayer mit dem Hinweis auf neuere Sekundärliteratur abgedruckt; wissenschaftliche Arbeiten über Huggenberger sind keine verzeichnet.²⁶

Verschärfung des Tons

Nachträglich möchte man sich wünschen, die Auseinandersetzung mit Huggenbergers politischer Ver-

gangenheit wäre im Thurgau etwas sachlicher geführt worden. Stattdessen blockierten gegenseitige Verdächtigungen schon bald den Meinungsaustausch. In einer ersten Phase gab es noch keine öffentlich geführte Diskussion, sondern erst gelegentliche Einzelstimmen, die sich zu Wort meldeten. Einer der ersten war Pirmin Meier, der Schriftsteller aus dem Kanton Luzern. Ohne ersichtlichen Anlass veröffentlichte er 1985 im Winterthurer «Landboten» einen längeren Aufsatz über Huggenberger als «Dichterbauer». Ein mehrdeutiger Schollenbegriff und mehr noch die Annahme des Hebel-Preises hätten zu einigen Anfeindungen geführt, bedauert Meier und zieht einen etwas apodiktischen Schluss: «Doch stand Alfred Huggenberger dem Nationalsozialismus sowie der Blut- und Bodenideologie – im Gegensatz zu Jakob Schaffner – in keiner Zeit seines Lebens nahe.» Es ist ein Muster, das in den nachfolgenden Auseinandersetzungen oft zu beobachten ist: Meier betont, er wolle Huggenbergers Haltung nicht entschuldigen, tut es dann aber doch ein Stück weit mit dem weit hergeholtten Argument, «Hitlerdeutschland» habe 1937 den Höchststand seines internationalen Ansehens erreicht, «und selbst Winston

22 Literaturlexikon: Autoren und Werke deutscher Sprache, hrsg. von Walther Killy und Volker Meid, Bd. 5, Gütersloh: Bertelsmann, 1990, S. 135.

23 Schweizer Lexikon in sechs Bänden, hrsg. von Wilhelm Ziehr, Bd. 3, Luzern 1992, S. 500–501.

24 Der Literatur Brockhaus, hrsg. und bearbeitet von Werner Habicht und Wolf-Dieter Lange, Bd. 2, Mannheim: F. A. Brockhaus, 1988.

25 Kindlers Neues Literaturlexikon, hrsg. von Walter Jens, Bd. 8, München: Kindler, 1990, S. 135.

26 Killy Literaturlexikon, Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums. 2., vollständig überarbeitete Aufl., Bd. 5, Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2009. Neu sind die Verweise auf Aufsätze in der Zeitschrift «Harass».

Churchill und Lloyd George liessen sich damals zu partiell positiven Aussagen verleiten».²⁷

Zwei Jahre später wurde erstmals in einem Geburtstagsartikel die politische Gesinnung von Huggenberger thematisiert. Am Ende seines ganzseitigen Porträts in der «Thurgauer Zeitung» erwähnt Andreas Bauer – ehrlicherweise, wie er anmerkt – die Erinnerungen älterer Leute, wonach Huggenberger «zur Zeit des Dritten Reiches häufig im damaligen Deutschlandsender zu hören war», was sein Ansehen in der Schweiz stark beeinträchtigt habe, ebenso wie seine häufigen Dichterreisen ins nationalsozialistische Deutschland und die dort verliehenen Preise. Dies alles habe ihm den Ruf der Nazifreundlichkeit eingetragen, so Andreas Bauer. Er wollte die Vorwürfe nicht kommentieren. Um dies tun zu können, so argumentierte er, wäre es notwendig, Huggenbergers Korrespondenz aus jener Zeit durchzusehen.²⁸

An Silvester 1992 rekapitulierte Pfarrer Markus Schär aus Elgg in der «Thurgauer Zeitung» die seinerzeitige Verleihung des Erwin-von-Steinbach-Preises an Huggenberger. Dazu untersuchte er die Erinnerungsschrift und zog daraus die Folgerung, es seien in den Festreden «keinerlei anstössige politische Farben, geschweige denn braune» nachzuweisen.²⁹ Dabei war gerade der Steinbach-Preis bewusst darauf angelegt, keine nationalsozialistischen Parolen und Gesten zu verwenden, um kritische Stimmen im Ausland zu beschwichtigen. Der Artikel könnte auch leicht als Entlastung für Huggenberger gelesen werden, wie sich anhand eines Rundbriefs des damaligen thurgauischen Kantonsbibliothekars zeigte. Er schickte an «Angehörige, Freunde und Bekannte» eine Kopie von Schärs Text und notierte mit Schreibmaschine, der Steinbach-Preis habe bisher «leider zu ungerechten Vorwürfen» geführt, doch nun sei «die wohlverdiente Ehrenrettung» geleistet worden.³⁰

Mitte der 1990er-Jahre verschärfte sich der Ton. Es war die Zeit, als die Schweiz endlich damit begann, ihre eigene Rolle zur Zeit des Nationalsozialismus of-

fiziell aufzuarbeiten. In der «Thurgauer Zeitung» polemisierte Hans Jossi in einem Artikel zum 35. Todestag gegen die «modernen Literaten» und deren Vorhaltungen, Huggenberger sei von den Nazis angehaucht gewesen: «Diese Vorwürfe treffen nicht. Sie sind deplaziert. [...] Nachdem den schweizerischen Medien während der unseligen Nazizeit von den hohen Politikern mit der Pressezensur die Arbeit erschwert wurde, kann man einem einfachen Menschen, für den Gewalt zeitlebens ein Greuel war, niemals solche Vorwürfe anheften, ohne sich selbst zu klassieren!»³¹

Mit solchen Kraftakten wurden die Diskussionen höchstens angeheizt. Es mehrten sich kritische Stimmen. Manche äusserten sich, wo man sie nicht erwartet hätte, in einem kurzen Wanderbericht des Zürcher «Tages-Anzeigers»³² etwa oder in dem ebenso informativen wie schön gemachten Buch von Manfred Bosch über die «Bohème am Bodensee».³³

Beidseitige Verdächtigungen

Hans Jossi war die treibende Kraft für eine Alfred-Huggenberger-Gesellschaft, die am 21. Dezember 2000 im Greuterhof in Islikon gegründet wurde, mit dem Ziel, «die Erforschung und Verbreitung des Werks von Alfred Huggenberger zu fördern, sein geistiges Erbe lebendig zu erhalten, das Verständnis für seine Person zu vertiefen und die ländlich-bäuer-

27 «Dichterbauer» Alfred Huggenberger, in: Der Landbote, 16.3.1985.

28 Andreas Bauer, Zum 120. Geburtstag des Volksdichters, in: Thurgauer Zeitung, 12.12.1987.

29 Markus Schär: Mit Tieren und Pflanzen wie mit seinesgleichen, in: Thurgauer Zeitung, 31.12.1992.

30 KBTG Hu Sch 127.

31 hj: Huggenberger und seine Zeit, in: Thurgauer Zeitung, 18.2.1995.

32 Eva Mackert: Wandern im Huggenbergerland, in: Tages-Anzeiger, 19.12.1998.

liche Kultur in seinem Sinne zu pflegen».³⁴ Dies sollte laut Statuten mittels regelmässiger Zusammenkünfte, literarischer Veranstaltungen, Publikationen und einem Engagement für das Huggenberger-Museum im Greuterhof gewährleistet werden. Der Student Lorenz Engi aus Elgg übernahm das Präsidium – interimistisch, wie er betonte – und schlug der Gesellschaft vor, die Vorwürfe gegen Huggenberger von einem Spezialisten abklären zu lassen. Diese Idee jedoch wurde allein schon mangels finanzieller Mittel verworfen, ausserdem regte sich Widerstand «aus dem Kreis der direkten Nachkommen»³⁵ Denn was immer bei einer Untersuchung herauskomme, wurde argumentiert, der Vorwurf bleibe hängen. So versuchte Engi während seiner einjährigen Amtszeit, mit einer Reihe von Veranstaltungen die Diskussion unter den rund fünfzig Mitgliedern in Gang zu bringen. Als erster hatte Hans Jossi seinen Auftritt. Hans Brauchli referierte über Bilder von Huggenberger, zwei junge Leute wurden eingeladen, um über ihre Leseindrücke der «Bauern von Steig» zu berichten. Wie viel Klärungsbedarf in der Gesellschaft gäbe, zeigt sich am deutlichsten anlässlich des Vortrags «Dank und Boden ist nicht Blut und Boden» des mittlerweile pensionierten Kantonsbibliothekars Walter Schmid am 20. Juni 2001. Er vertrat die Ansicht, Huggenberger sei naiv gewesen und von den Nazis instrumentalisiert worden. Verschiedene der damaligen Zuhörer erinnern sich noch heute daran, wie gehässig die Stimmung wurde, als nach dem Vortrag die beiden Historiker André Salathé und Beat Gnädinger die Methode des Referenten kritisierten und bemerkten, die Frage sei doch, *warum* Huggenberger überhaupt habe instrumentalisiert werden können.³⁶ Nur gerade Schmid selber sei bereit gewesen, sich auf diesen Einwand einzulassen, das Publikum reagierte sehr feindselig, heisst es in einer Aktennotiz von Staatsarchivar André Salathé. «Wir hatten den Eindruck, am liebsten hätte man uns eine runtergehauen. Im Anschluss an die Veranstaltung trafen sich auf dem Innenhof

Schmid, Jossi, Gnädinger und Salathé. Und als das übrige Publikum verschwunden war, erklärte Jossi – zu einigem Entsetzen von Schmid –, er wisse ganz genau, dass die Erben den Nachlass Huggenbergers geschönt und alles belastende Material hätten verschwinden lassen.»³⁷ Konkret hat sich Hans Jossi unseres Wissens nie zu seiner schweren Anschuldigung geäussert. So wurden die Andeutungen nach seinem Tod im Jahr 2004 zu einem Verdacht, der sich weder bestätigen noch widerlegen liess. Und als hätte es nicht schon genug Ungeklärtes gegeben, übernahmen die Medien seine Verdächtigungen wiederholt und unbesehen.³⁸

In den Jahren 2001/02 forcierte Bruno Oetterli aus Dozwil in der Literaturzeitschrift «Harass» die umstrittenen Themen. Eine erste Notiz erschien zur Gründung der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft. Unvermittelt und ohne den Kontext zu erläutern, wurde ein Ausspruch kolportiert, den der Schriftsteller Paul Ilg mehrmals über Alfred Huggenberger getan haben soll: «An seinen Händen klebt Blut!». Übergangslos folgt der Appell, es sei «Huggenbergers Bedeutung für die Schweizer Literatur neu zu definieren. Die Abqualifizierung als «biedermeierlicher Feierabendkünstler» und «Heimatschriftsteller» dürfte Huggenberger nicht gerecht werden – ebenso wenig seine Stilisierung zum «Kantonsheiligen»».³⁹

33 Bosch, *Bohème am Bodensee*, S. 351.

34 Siehe Statuten (www.alfred-huggenberger-gesellschaft.ch).

35 Engi, in: *Harass*, Heft 13, S. 177.

36 Mündliche Auskunft von André Salathé, 7.2.2012.

37 StATG, Amtsregistratur 1995 ff., Aktennotiz vom 14.12.2006 (anlässlich der ICN-Diskussion). Beat Gnädinger, heute Staatsarchivar des Kantons Zürich, war damals Stellvertreter des Thurgauer Staatsarchivars André Salathé.

38 Marc Haltiner, *Licht ins Dunkel des Dichters bringen*, in: *Thurgauer Zeitung*, 14.12.2006; Brigitta Hochuli, «Nachmittags Kartoffeln häufeln», in: *Thurgauer Tagblatt*, 7.5.2007.

39 *Harass*, Nr. 11, S. 236.

Ähnlich aufgereggt und oft etwas diffus sind die Beiträge in den nächsten Nummern gehalten, insgesamt ein Sammelsurium mit interessanten Materialien und dem mehrmals geäusserten Wunsch von Oetterli, man möge sich «mit dem bisherigen, etwas verstaubten Dichterdenkmal aufs Neue und ganzheitlich befassen».⁴⁰ Bemerkenswert ist auch, dass sich Lorenz Engi und Walter Schmid an den Diskussionen beteiligten.⁴¹ Dabei wiederholte Schmid die abwehrenden Argumente, die er in seinem Vortrag benutzt hatte und später auch in einem Aufsatz fürs «Thurgauer Jahrbuch» publizierte.⁴²

Wem gehört Huggenberger?

Nach dem kurzen Präsidium von Engi übernahm Rolf Lüscher den Vorsitz der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft und wurde von seinen Vorstandskollegen sehr unterstützt bei der Lancierung von drei grösseren Projekten. Zum einen stellte Hans Menzi das Gesuch an die Schweizerischen Bundesbahnen, einen der neuen Intercity-Neigezüge nach Alfred Huggenberger zu benennen und erhielt am 26. Februar 2003 zur Antwort, dass man den Vorschlag gerne prüfen werde. Zum andern konnte Hans Jossi den Verband der Thurgauer Lehrerschaft und die Stiftung Jugendförderung im Thurgau zu einer gemeinsamen Aktion gewinnen. Vordergründig ging es darum, die Lesefähigkeit an den thurgauischen Primarschulen zu fördern, was sich nach dem mittelmässigen Abschneiden im internationalen Vergleich (Pisa-Studie) aufdrängte. Darüber hinaus zielte man seitens der Gesellschaft darauf ab, dass Huggenberger in den Primarschulen ausführlich behandelt wurde. Es gelang sehr bald, mit Hans Brauchli und Markus Germand zwei sehr geschätzte Thurgauer Lehrer sowie die Redaktorin Maria Leonardi für die Vorbereitungsarbeiten zu gewinnen. In der Fachzeitschrift «Bildung Thurgau» wurden Möglichkeiten vorgestellt, im Un-

terricht altersadäquat auf ausgewählte Kapitel der «Bauern von Steig» einzugehen.⁴³ Sämtliche thurgauischen Schulhäuser sowie über hundert Sekretariate von benachbarten Zürcher und St. Galler Schulgemeinden wurden angeschrieben und gebeten, interne Lesewettbewerbe durchzuführen und die drei Besten jeder Klasse für das Finale am 24. April 2004 im Greuterhof anzumelden. Gemessen am Aufwand war die Beteiligung von rund achtzig Kindern vermutlich kleiner als erhofft, doch die Aktion wurde in den folgenden zwei Jahren wiederholt.⁴⁴

Kein Erfolg hingegen hatte ein dritter Vorstoss der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft, es seien mit Geldern des Kantons zwei Bände der Werkausgabe von Hans Brauchli nachzudrucken. Das Gesuch wurde am 20. Juli 2005 abgelehnt mit der Begründung, dass Wiederauflagen von Büchern, die noch in Antiquariaten erhältlich sind, grundsätzlich nicht aus dem Lotteriefonds finanziert würden. Es könne auch seitens der Schulen kein Bedarf festgestellt werden, und vierzig Jahre nach der Ersterscheinung mache eine unkommentierte Ausgabe keinen Sinn.⁴⁵

Inzwischen wurde im Thurgau mit einer Zusage der SBB gerechnet und im Detail geplant, dass der neue Intercity-Neigezug namens Alfred Huggenberger am 20. Januar 2007 in Aarau eingeweiht und von dort auf Jungfernfahrt nach Weinfelden geschickt werden könnte. Als Patin hatte die frisch gewählte Nationalratspräsidentin Christine Egerszegi zugesagt. Gedacht war der Anlass als Auftakt des umfangreichen Jahresprogramms für das Eidgenös-

40 Harass, Nr. 13, S. 184.

41 Harass, Nr. 13, S. 177–178 und Nr. 14, S. 219–220 (Lorenz Engi) sowie Nr. 15, S. 285–290 (Walter Schmid).

42 Walter Schmid: Huggenberger und die Deutschen, in: Thurgauer Jahrbuch 2003, S. 77–82.

43 Bildung Thurgau, 1/2003/2004, Nr. 1, S. 8–9.

44 Zu den Lesewettbewerben siehe auch: KBTG Hu Sch 123.

45 Mündliche Auskunft von René Munz, Chef des Kulturamts des Kantons Thurgau, 7.3.2012.

sische Sangerfest in Weinfeld, das vom 6. bis 15. Juni des darauffolgenden Jahres stattfinden sollte. Man rechnete mit rund 20 000 Teilnehmenden und einem entsprechend grossen Publikumszulauf. Die Vorbereitungen waren schon sehr weit gediehen, als am 6. Dezember 2006 Esther Simon in der «Thurgauer Zeitung» zu bedenken gab, das Vorhaben der SBB stosse «nicht überall auf Gegenliebe».⁴⁶ Zwei Tage später hakte Simon nach mit der Recherche «Huggenberger» gibt zu reden», dabei stellte sie fest, dass bei der SBB noch kein endgültiger Entscheid gefallen sei. Ihre beiden Artikel haben die weiteren Ereignisse kaum verursacht, wohl aber beschleunigt: Innerhalb der nächsten drei Tage entschlossen sich die SBB-Verantwortlichen zu einer definitiven Absage. Darüber informierte eine kurze Mitteilung, die am 12. Dezember in den beiden thurgauischen Blättern ohne Kommentar abgedruckt wurde, desgleichen in der «Neuen Zürcher Zeitung».⁴⁷ In der übrigen Schweizer Presse blieb der Zwischenfall unerwähnt. Im Thurgau scheint man mancherorts schon seit längerem mit der sogenannten Zugsentgleisung gerechnet zu haben. Bereits am 14. Dezember berichtete die «Thurgauer Zeitung», dass Regierungsrat Jakob Stark beabsichtige, die Vergangenheit von Huggenberger aufarbeiten zu lassen.⁴⁸ Diese Haltung vertrat er, ein Historiker, gemeinsam mit Staatsarchivar Salathé. Ein Ende der blossen Verdächtigungen forderte auch der Chefredaktor der «Thurgauer Zeitung».⁴⁹

Das Echo in den Leserbriefspalten flaute rasch ab, wurde dann aber plötzlich wieder sehr heftig, als nach anderthalb Monaten die Alfred-Huggenberger-Gesellschaft den unrühmlichen Verlauf ihres ICN-Vorstosses als elfte Seldwylergeschichte bezeichnete. Nun meldete sich der Historiker und Journalist Markus Schär aus Weinfeld zu Wort. «Warum verteidigen Eidgenossen einen Nazifreund?», fragte er am 3. Februar in der «Thurgauer Zeitung». Als daraufhin, ebenfalls auf der «Leserseite», zwei Entgegnungen

abgedruckt wurden,⁵⁰ sah sich das «Tagblatt für den Kanton Thurgau» veranlasst, von einer «Kontroverse über den Bauerndichter Alfred Huggenberger» zu schreiben.⁵¹ Besonders emotional war eine Reaktion aus Weinfeld, die der «Thurgauer Zeitung» unterstellte, «Rufmord an Alfred Huggenberger» betrieben zu haben.⁵²

Inzwischen war jedoch selbst die Alfred-Huggenberger-Gesellschaft einverstanden mit den Vorschlägen von Regierungsrat Stark und wünschte sich, dass «mit Hilfe des Lotteriefonds eine vollständige Biographie über Leben und Werk von Alfred Huggenberger entstehen könnte».⁵³ Am 28. Oktober 2008 befürwortete der Regierungsrat ein entsprechendes Projekt, was letztlich zu dem nun vorliegenden Buch führte.⁵⁴

Literarische Öffnungen

Wie weit die Politisierung der Auseinandersetzungen um Alfred Huggenberger mittlerweile auch ausser-

46 Esther Simon: Von der Scholle auf die Schiene?, in: Thurgauer Zeitung, 6.12.2006.

47 es: Anderer Name für ICN, in: Thurgauer Zeitung, 12.12.2006, sowie: Alfred Huggenberger nicht zugeeignet. SBB blasen Zug-Taufe ab, in: Neue Zürcher Zeitung, 12.12.2006 (Teil der Auflage).

48 Marc Haltiner: Licht ins Leben des Dichters bringen, in: Thurgauer Zeitung, 14.12.2006.

49 Andreas Netzle: Verdächtige Neigungen, in: Thurgauer Zeitung, 16.12.2006.

50 Zur Ehre von Alfred Huggenberger, in: Thurgauer Zeitung, 10.2.2007.

51 Brigitta Hochuli: Nazifreund oder blauugig?, in: Thurgauer Tagblatt, 17.2.2007.

52 Senior mach mit, 2007, Heft Nr. 95; auch in KBTG Hu Sch 141.

53 KBTG Hu Sch 141: Walter Schmid an Jakob Stark, 14.1.2007.

54 STATG 3'00'938: Regierungsratsbeschluss Nr. 818 vom 28.10.2008.

halb des Thurgaus gediehen war, zeigt sich anhand einiger Publikationen, die um 2007 erschienen. Verglichen mit den Texten von Linsmayer in den frühen 1990er-Jahren fiel die Beschäftigung mit Huggenberger im «Historischen Lexikon der Schweiz» wesentlich kürzer aus. Auch wurde diesmal keine literarisch versierte Person mit einem Eintrag betraut, was sich entsprechend auswirkte. Huggenberger wird zu Recht als einer der meistgelesenen Heimatdichter seiner Zeit bezeichnet, dann folgt eine seltsame Auswahl seiner angeblichen Hauptwerke und die Aufzählung seiner drei Auszeichnungen im nationalsozialistischen Deutschland. Zutreffend ist die Schlussbemerkung, Huggenberger habe sich in den 1930er- und 1940er-Jahren «zunehmend von den Nationalsozialisten vereinnahmt» lassen.⁵⁵ Auf eine unmögliche Weise politisch ist schliesslich der Eintrag im «Kulturlexikon zum Dritten Reich» von Ernst Klee, wo Huggenberger pauschal als «Schweizer Blut- und Boden-Dichter» bezeichnet und von seinen Werken einzig «Hinterm Pflug» aufgeführt ist.⁵⁶

Während Huggenberger aus den deutschen Literaturgeschichten spätestens Ende des 20. Jahrhunderts verschwunden ist, kommen 2007 zwei Publikationen zur schweizerischen Literatur relativ ausführlich auf ihn zu sprechen. In der «Schweizer Literaturgeschichte» von Klaus Pezold und seinem Leipziger Autorenkollektiv wird Huggenberger den Autoren der Alpen- und Bauernromane zugezählt;⁵⁷ von seinen Figuren heisst es pauschal, sie seien idealisiert.⁵⁸

Gleichzeitig gibt es Anzeichen, dass sich die in den letzten Jahren ausschliesslich politische Sicht auf Huggenberger etwas aufzuweichen beginnt. In der ausführlichen und sicher kompetentesten, von Peter Rusterholz und Andreas Solbach herausgegebenen «Schweizer Literaturgeschichte» aus dem Jahr 2007 figuriert der frühe Huggenberger zusammen mit Ernst Zahn, J. C. Heer und Heinrich Federer bei den Vertretern «des sogenannten «Heimatomans»»⁵⁹, der

spätere Huggenberger hingegen als Exponent jener «stattlichen Anzahl von Schriftstellern, die keine hohen literarischen Ambitionen hatten, aber Romane und Erzählungen schrieben, welche [...] eine breite Leserschaft fanden».⁶⁰ Dass ein Teil dieser Autoren «unangefochten von den Umständen der Zeit weitergeschrieben» und in ihren deutschen Verlagen hohe Auflagezahlen erreichten, wird gebührend erwähnt, ohne dass allein durch dieses Faktum die Beurteilung der literarischen Qualität geschmälert würde. Bemerkenswert ist eine neue Sicht auf die Heimatliteratur respektive die Texte von Alfred Huggenberger, Ernst Zahn und J. C. Heer als ihrer dominanten Vertreter. Ihr wird zugestanden, dass sie «nicht nur konservativ-kitschige Volkstumsideologie» enthalte, «sondern sie liefert auch für einen wichtigen Teil der literarischen Strömungen Ansatzpunkte, die bis in die Gegenwart nicht verloren gegangen sind und weit in die frühere Literaturgeschichte zurückreichen».⁶¹

55 Franziska Meister: Alfred Huggenberger, in: HLS 6, S. 519.

56 Klee, Kulturlexikon, S. 272.

57 Ilona Siegel: Heimatliteratur und traditionelles Erzählen, in: Pezold, Literaturgeschichte, S. 32.

58 Klaus-Dieter Schult: Romane in der Gunst der Leser, in: ebd., S. 135.

59 Dominik Müller: Unterschiedliche Spielarten des sogenannten «Heimatomans», in: Schweizer Literaturgeschichte, S. 153–156.

60 Beatrice Sandberg: Geistige Landesverteidigung, in: Schweizer Literaturgeschichte, S. 218.

61 Andreas Solbach: Tradition und Neuanfang, in: Schweizer Literaturgeschichte, S. 174.

Ein differenzierteres Bild

Während der Arbeit an unserem Buch sind wir im Thurgau insbesondere von Presseleuten verschiedentlich nach neuen Resultaten gefragt worden. Vor allem eine Klärung von Huggenbergers Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland stiess auf ungeduldiges Interesse. Ob neue belastende Dokumente zum Vorschein gekommen seien, wollte man wissen. Andere Resultate spielten kaum eine Rolle.

Um auf dieses so drängende Anliegen als erstes einzugehen: Die Antworten können jetzt präziser ausfallen. Huggenbergers Haltung beruhte auf einer deutschfreundlichen Orientierung, die ihn als Mann der helvetischen Rechten ausweist. Sie reichte weit vor die Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme zurück – ja, bis in die Jahre des Ersten Weltkriegs. Seine frühe Verbindung zum Volksbund für eine unabhängige Schweiz führte nach 1933 über die Verharmlosung der deutschen Entwicklung bis zu einer weitgehenden Anpassungsbereitschaft gegenüber der nationalsozialistischen Diktatur. Huggenbergers Denken ist nicht bäuerlich, sondern rechtsbürgerlich geprägt. Er gehört der bis heute unzulänglich erforschten Interessengruppe deutschfreundlicher Kräfte in der damaligen Schweiz an und dachte in denselben Mustern: Nicht der Nationalsozialismus, sondern der Kommunismus erschien als zentrale Bedrohung der Schweiz; und gegenüber den westlichen Demokratien, namentlich gegenüber den USA, pflegte man eine intensive Abneigung. Bei Huggenberger hatte diese Orientierung eine kulturelle Färbung, was auch mit seinen mangelnden Sprachkenntnissen zusammenhing: Die Welt ausserhalb des deutschen Sprachraums blieb ihm sehr fremd. Grosse Teile der deutschschweizerischen Bevölkerung erlebten das ähnlich. Im *politischen* Blick über die Grenzen aber isolierte Huggenberger sich zunehmend vom Denken der Mehrheit im Land, die mehr und mehr auf Distanz gegenüber Deutschland ging. Dies gilt besonders für die Zeit ab 1937/38, als sich die deutsche Begünstigung von Huggenberger intensiverte,

was sich in einem kräftig wachsenden Absatz seiner Bücher niederschlug. Äusserte er zuvor gelegentlich sanfte Distanzierungen von der deutschen Politik, etwa bezüglich des Antisemitismus und der Kirchenpolitik, so blieben solche Einwände nun gänzlich aus. Dies ändert nichts daran, dass er sich mit seiner vaterländischen Gebrauchsliteratur mühelos am konservativen Flügel der «geistigen Landesverteidigung» jener Jahre einfügte. Innenpolitisch blieb er der Demokratie verpflichtet, da er sie als Teil der schweizerischen Tradition wahrnahm, aussenpolitisch baute er auf Deutschland. In dieser merkwürdig gespaltenen Haltung ähnelte er dem Bauernpolitiker Ernst Laur und anderen Konservativen der damaligen Schweiz.

Mehr als die beiden deutschen Preise, die Huggenberger 1937 und 1942 entgegennahm, muss zu denken geben, in welchem Mass er bereit war, sich nationalsozialistischer Kulturpolitik und Propaganda zur Verfügung zu stellen, indem er bis weit in die Kriegsjahre hinein immer wieder ausgedehnte Deutschlandtourneen unternahm. Meinrad Inglin beispielsweise, der ebenfalls bei Stackmann publizierte, war Anfang 1940 auch noch einmal gereist – er erlebte den Aufenthalt in Deutschland als gespenstisch, wie er sich später erinnerte; weitere Reisen unterliess er. Kein anderer Autor – auch nicht John Knittel – fuhr so oft nach Deutschland wie Huggenberger und dies bis Ende 1942, ungeachtet der immer eindeutigeren Berichte in der Schweizer Presse über die deutsche Schreckensherrschaft im besetzten Europa. Er war immer ein eifriger Zeitungsleser, seine Haltung ging nicht auf mangelnde Information zurück. Eher war sie Ausdruck eines Opportunismus, der ihn lebenslang – auch in ganz unpolitischen Dingen – auszeichnete. Huggenbergers «Verhältnis zum Nationalsozialismus» erweist sich vor diesem Hintergrund als ein Phantom. Das liegt nicht einfach an fehlenden – oder zum Verschwinden gebrachten – Dokumenten, wie sich allenfalls einwenden liesse. Die Frage an sich zielt ins Leere. Der Nationalsozialis-

mus interessierte ihn weder als Bewegung noch als politische Religion. Hingegen gab es – im pseudoreligiösen Kult um Boden und Wald, um Heimat und Ahnen – Berührungspunkte mit dem völkischen Denken in Deutschland. Huggenbergers Haltung war eher heimatlich und der Tradition verpflichtet, als in den neuen, aggressiven Kategorien von Blut, Nation und Rasse begründet. Doch fanden sich genügend (echte und scheinbare) Verbindungen, um Huggenberger im völkisch-rechtsradikalen und später im nationalsozialistischen Umfeld populär zu machen – und ihn zum eigenen Vorteil den mörderischen Charakter des Nationalsozialismus übersehen zu lassen. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs war es schwer, davor noch die Augen zu verschliessen. Dass nie eine öffentliche Entschuldigung über Huggenbergers Lippen kam, ist bekannt. Doch auch in seiner privaten Korrespondenz, so konnten wir feststellen, fand er keine bedauernden oder selbstkritischen Worte. Es wirkt, als wäre er zu Lebzeiten versteinert.

Die Huggenberger gelegentlich zugeschriebene politische Naivität erscheint infolgedessen als ungeeigneter Begriff, die Sachlage zu erhellen. Genauso wenig trifft die Ansicht zu, seine Werke seien ganz unbeeinflusst von den politischen Umständen ihrer Entstehungszeit: Sein letzter Roman von 1937 trägt zumindest Spuren der Anpassung an den politisch bedingt dominierenden deutschen Geschmack jener Jahre.

Während die politische Haltung zumindest in groben Zügen bekannt war, gewannen wir eine Reihe sehr überraschender Erkenntnisse, die Alfred Huggenberger als Schriftsteller in neuem Licht zeigen. Denn dank der regierungsrätlichen Aufforderung vom 28. Oktober 2008, «den «ganzen» Huggenberger ins Auge zu fassen», war die Möglichkeit gegeben, erstmals den umfangreichen Nachlass systematisch auszuwerten. Die Resultate widersprechen in vieler Hinsicht den bisherigen biografischen Darstellungen, die sich fast ausschliesslich auf Auskünfte des

Autors stützten und sie unbesehen tradierten, damit auch die Bedürfnisse einer wachsenden Verehrergemeinde bedienend.

Nun gilt es, sich von einigen zählebigen Legenden zu verabschieden. Als unhaltbar erweist sich insbesondere das Bild vom Aussenseiter, der jahrelang in der Stille vor sich hinschrieb, bis man ihn endlich entdeckte. Stattdessen begegneten wir einem ungemein ehrgeizigen jungen Mann. Dieser Befund ist es wert, von verschiedenen Seiten betrachtet zu werden. So geht aus der frühesten Korrespondenz hervor, dass Huggenberger mit vierundzwanzig Jahren schon deutsche Verlage sowohl für seine Gedichte wie für die schriftdeutschen Theaterstücke suchte und spätestens nach der Publikation der Gedichtsammlung «Hinterm Pflug» die schriftstellerische Karriere ab 1908 mit zahllosen Vorstössen auch ausserhalb der Schweiz systematisch vorantrieb. Und obwohl Huggenberger nur den obligatorischen Unterricht einer Dorfschule besucht hatte, finden sich bereits in seinen frühesten Texten kaum orthografische und grammatikalische Unstimmigkeiten. Auffällig ist auch, wie er von Anfang an die branchengeläufigen Fachwörter benutzte. Dies war eine gewaltige Anpassungsleistung, die sich als prägendes Element durch sein Leben zog. Paradoxerweise unterschätzten ausgerechnet die Verehrer diese Anstrengung, indem sie den Mythos von Huggenberger als Naturtalent kultivierten.

Auch das überaus beliebte Bild vom literarischen Selfmademan verdient ein paar klärende Bemerkungen: Anders als die meisten Autodidakten begann Huggenberger nicht aus innerer Not zu schreiben. Ausschlaggebend für die ersten schriftstellerischen Versuche waren nicht Erfahrungen, sondern Bücher, die Literatur, eine weitläufige Lektüre, wie er sie speziell in jungen Jahren unermüdlich betrieb. Daher rührt der heterogene Stil des Frühwerks: Bald imitierend, bald nachempfindend und dennoch nach eigenem Ausdruck suchend, entwickelte er sein vielseitig-

ges Talent. Die Leichtigkeit, mit der ihm dies gelang, verleitete ihn zu Versuchen in vielen Genres – und dies hat sich im Lauf der Jahre zunehmend nachteilig ausgewirkt. Es könnte für spätere Detailuntersuchungen sicher lohnend sein, die sehr unterschiedlichen Einflüsse genauer zu studieren. Hier muss die Feststellung genügen, dass es sich bei Huggenberger nicht um Imitationen oder gar Plagiate literarischer Vorbilder, sondern meistens um spielerische Anverwandlungen von Lieblingstexten handelt, was durchaus einer kreativen Leistung entspricht. Auch in dieser Hinsicht aber blieb es nicht bei einer *littérature naive* (um den äquivalenten Ausdruck des bekannten Begriffs einer *peinture naive* zu verwenden). Dass Huggenberger es nicht bei einer solch naiven Betätigung bewenden liess, hat mit seinem bereits erwähnten Lerneifer zu tun; so ist auch zu erklären, dass er als einer der wenigen Autoren vom Land ordentliches Mitglied des Literarischen Klubs in Zürich wurde und sich offensichtlich gerne in einer städtischen Szene bewegte. Dass Huggenberger mit dem Umzug nach Gerlikon die Landwirtschaftsarbeit im Alter von gut vierzig Jahren zugunsten der Schriftstellerei stark einschränkte, war uns bekannt; erstaunlich allerdings ist das Ausmass der freien Zeit, über die er fortan verfügte – auch während der Sommermonate.

Zu verabschieden haben wir uns auch vom unterschwelligen Bild eines Schreibenden, der dem Bauerntum seine Stimme verlieh. Dem widersprechen verschiedene Befunde: Es entsprach nicht so sehr einer *littérature engagée*, sondern der Tradition des schweizerischen Realismus, dass Huggenberger sich in seinen besten Werken dem Naheliegenden zuwandte, somit einer Welt, die er kannte. Und er wehrte sich noch mit fünfundvierzig Jahren sehr vehement gegen das Etikett, ein «Bauerndichter» oder gar ein «zweiter Gotthelf» zu sein. Er wollte sich als Künstler verwirklichen und ein Publikum finden. Kaum war ihm dies gelungen, war es eben diese Leserschaft, die ihn als «Bauerndichter» feierte und

ihn damit in eine Rolle drängte, die er ursprünglich nicht gesucht hatte. Seine Rezensenten und vor allem sein deutscher Verleger Staackmann bedienten zunehmend solche Bilder. Oft hat Huggenberger sich darüber geärgert, bis er lernte, aus der lästigen Zuschreibung seine Vorteile zu ziehen.

Aus dem lernbegierigen jungen Mann war unversehens ein erfolgsverwöhnter Autor geworden. Was die bisherigen biografischen Skizzen jedoch nie erwähnen, ist Huggenbergers hyperempfindliche Reaktion auf jegliche Kritik. Dies erschwerte ihm – und zweifellos auch seinen Angehörigen – das Leben und zeitigte auch in seinem Schreiben mehr und mehr negative Auswirkungen. Da er mit Kritik nicht umgehen konnte, fehlte ihm mit den Jahren ein kompetentes Echo im Sinn eines Lektorats; auch kritisch-kompetente Gegenleser aus dem Freundeskreis hatte er keine. Die Empfindlichkeit hing eng zusammen mit seinem Selbstbild als der Unverstandene, ja Geringgeschätzte, der erst auf dem Umweg über Deutschland zur Anerkennung in der Schweiz fand: ein Bild, das mehr aussagt über seinen masslosen Ehrgeiz als über die Realität. Die Klage der mangelnden Anerkennung findet sich erstmals in seinen Briefen von 1908, also im Moment der erfolgreichen Vorstösse bei deutschen und österreichischen Kritikern. Sie verstärkte sich einige Jahre später und diente Huggenberger als Rechtfertigung für den unschönen Abgang vom Huber-Verlag. Seine Stilisierung als Verkannter im eigenen Land wurde von den frühen Biografen unhinterfragt übernommen und von der Öffentlichkeit bald vorbehaltlos geteilt. Und als es später darum ging, seine anhaltende Verbundenheit mit Deutschland nach 1933 zu erklären, gab sie eine handliche Rechtfertigung ab, für ihn selbst wie auch für seine Verehrer in der Schweiz, zu seinen Lebzeiten wie auch über seinen Tod hinaus.

So berechtigt der Erfolg von der Qualität her in den Jahren zwischen 1910 und 1920 war, hatte der abrupte Aufstieg auf Dauer seine Tücken. Als unge-

duldiger Mensch mochte Huggenberger sich keine Schreibpausen gönnen, Blockaden hätte er wohl kaum ertragen. Sobald ihm nichts Neues einfiel, begann er ältere Texte umzuschreiben, Bestehendes zu filettieren und so zuweilen sich selbst zu kopieren. Mit unserem Werkverzeichnis belegen wir diese Praktiken. Angesichts dessen ist es kaum erstaunlich, dass sich im Nachlass nur sehr wenig unveröffentlichte Texte finden liessen, darunter ein Theaterstück, frühe Gedichte und ein paar überdrehte Satiren.

Sein vielseitiges Talent hinderte ihn daran, die zweifellos vorhandenen Eigenheiten weiterzutreiben, und die Sucht nach Erfolg bestärkte ihn im Eifer, auf allen Gebieten gleichermaßen zu reüssieren, auch in Genres, die er ohne die nötige Konsequenz betrieb: Kinderliteratur, Mundartdichtung, Theaterstücke, Arbeit fürs Radio. Die mangelnde Ernsthaftigkeit führte dazu, dass er hier ein Dilettant blieb und angesichts wachsender Spezialisierung seiner befreundeten Schriftstellerkollegen bald nirgends mehr richtig dazugehörte. Auch das ist eine neue Erkenntnis: Dass Huggenberger sich mit unterschiedlichsten Kollegen anzufreunden verstand, zeitweiligen Kontakt hatte mit Schriftstellern wie C. A. Loosli oder Karl Stamm, längerfristig aber kaum in der Lage war, sich auf engere Freundschaften einzulassen.

Die heterogenen Vorlieben sowie der Erfolgsdrang zeitigen auch Auswirkungen auf die Qualität. Dies zeigt sich nicht nur im Verhältnis seiner bereits genannten besten Phase zum Spätwerk, sondern äussert sich oft innerhalb eines einzigen Buchs. Da finden sich sehr gute Texte neben mittelmässiger Unterhaltung von fragwürdig ideologischer Färbung. Dies führt unweigerlich zur Frage: Was bleibt? Nicht zufällig nennen wir die Prosa zuerst, den berührenden Romanerstling, ein halbes Dutzend guter Erzählungen, einige Gedichte mit unverkennbar eigener Handschrift und von seinen zahlreichen Theaterstücken zumindest «Dem Bollme si bös Wuche». Diese Texte ergäben, bildlich gesprochen, eine

schmale Werkausgabe, die weitere Beachtung verdiente. Dass sie nie zustande kam, hing auch mit Huggenbergers Ehrgeiz, seiner wankelmütigen Zusammenarbeit mit (potenziellen) Verlagen und seiner Entscheidungsschwäche zusammen. Sein Drang, den eigenen Erfolg zu steuern und die geschäftlichen Beziehungen zu seinen verschiedenen Verlagen zu kontrollieren – manchmal gar sie gegeneinander auspielen zu wollen –, erwies sich als fatal. Blind für die realen Entwicklungen, borniert auch auf Deutschland fixiert, vergab Huggenberger die Chance, sich auf einen neuen Schweizer Verlag der Nachkriegszeit einzulassen. Stattdessen lavierte er und brachte sich so ein gutes Stück weit selbst ins Abseits. Angesichts der verpassten Chancen auch nach 1945 ist es ein schwacher Trost, dass zahlreiche seiner Gedichte in vertonter Form bis heute überlebt haben und einen Teil des populären Kulturguts bilden.